Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


BÜCHER
SAMMLUNG
VON







Zu der Erzählung „Der Judas von Balmory" von
Erich Ebenstein. (S. 15)
Originalzeichnung von Rolf Winkler.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang
* 1916 *

Achter Band

MDCCCXC

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Der Judas von Balmory

Von Erich Ebenstein

Mit Bildern von Rolf Winkler

Kiraly Ferencz, auf dich kann ich mich verlassen. Hier hast du den Bericht ans Kommando. Sieh zu, wie du die nächste Etappenstation erreichst, du weißt, wie wichtig die Nachricht ist."

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant."

„Vergiß auch nicht zu melden, daß Sturm und Schnee uns gestern die Telephonleitung so gründlich zerstörten, daß wir sie allein nicht mehr herstellen können. Die Batterie ist dadurch auf diesem isolierten Gipfel von aller Verbindung abgeschnitten und nur auf Lichtsignale angewiesen."

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant. Es wird alles besorgt werden."

Stramm stand der junge Artillerist vor seinem Vorgesetzten. Der musterte ihn halb stolz, halb besorgt.

„Ich weiß, du bist tapfer und schreckst vor keinem Hindernis zurück. Die Medaillen an deiner Brust beweisen es. Aber diesmal hast du nicht gegen den lebendigen Feind zu kämpfen, sondern gegen die Schrecknisse dieses furchtbaren Winters. Wirst du's zwingen können? Den Weg nicht verlieren im verschneiten Gelände? Dich ohne Rast durcharbeiten? Du weißt, der Weg ist weit und kein Haus bis zu den Baracken unserer Reserven im Tal unten!"

„Ein Ungar arbeitet sich immer durch, wenn es für das Vaterland gilt! Sie brauchen keine Sorge um mich zu haben, Herr Oberleutnant. In drei Tagen bin ich wieder hier oben bei der Batterie."

Die schwarzen Augen blitzten, weiß leuchteten die blanken Zähne aus dem lachenden Mund. Das ganze

kühngeschnittene braune Gesicht des Pußtasohnes war eine stolz-sorglose Versicherung: Ich zwing' es!

Oberleutnant v. Hetvanyi, der aus derselben Gegend stammte wie Korporal Kiraly, klopfte ihm auf die Schulter.

„Dann geh mit Gott, Kiraly Ferencz!"

Schnee, nichts als Schnee, über dem tiefes Schweigen lag. Klüfte und Abgründe füllte er, die Waldbäume drückte er nieder mit seinen Lasten, auf jedem freien Plätzchen türmte er sich mannshoch. Vom Weg keine Spur. Aber da, wo er lief, gab es auf Schritt und Tritt unheimliche Marksteine: tote Pferde, halb versunkene Wagen, Leichen von Freund und Feind, die zum Teil herausragten, zum Teil nur mehr durch ein Stückchen Uniform, einen Gewehrlauf oder eine Mütze erkennbar waren.

Auf einer Waldlichtung sah es besonders unheimlich aus. Es wimmelte da von seltsam geformten Schneemännern. Knieend, stehend, an Bäume gelehnt, in Haufen übereinander liegend zogen sie sich zu Hunderten bis tief unter die Bäume hinein. Nur das schußbereit gehaltene Gewehr ragte heraus und hie und da ein Streifen russischer Montur. Zwei bis drei Kompanien konnten es sein. Die mußte der starre Frost in Kampfstellung überfallen und getötet haben. Dann wob der tagelang fallende Schnee ein weißes Laken über alles ...

Korporal Kiraly war nicht weichherzig. Er dachte nur: Hui, wie wird es hier aussehen, wenn die Frühlingssonne den Schnee wegfrißt! Dann schritt er eilig weiter. Stolperte über die beinfest gefrorenen Körper, raffte sich auf und ging über sie hinweg, als wäre es ein Knüppeldamm. Mitleid! Das stumpfte sich ab im

Kriege. Es waren Feinde. Und von den Kameraden lagen anderswo auch genug unterm Schnee. Tausende von Verwundeten und Maroden, die sich nicht



mehr hatten mitschleppen können, waren so zugrunde gegangen ...

Für ihn kam jetzt nur in Betracht, daß er seine Aufgabe ausführte. Die war schwer genug. Einmal packte ihn eine wahnsinnige Müdigkeit. Ausruhen, nur einen Augenblick! Sich hinlegen in den weichen weißen Schnee. Aber er wußte zu gut: das wäre der Tod gewesen.

Vorwärts also! Seine Hand glitt über die goldene und silberne Tapferkeitsmedaille an seiner Brust. Das stärkte ihn. Bei Dukla hatte er sie errungen, als sie die Russen das erste Mal über die Grenze warfen. Nun waren sie freilich wieder drin im heiligen Ungarland, aber sie würden schon wieder hinaus müssen.

Als die Erschöpfung immer größer wurde, dachte er an sein junges Weib daheim, die schöne Aranka, die ihm einen Tag vor dem Abmarsch angetraut worden war. Ihr zuliebe durfte er nicht zugrunde gehen hier im Schnee. Vorwärts also!

Ach, die Aranka. Sie war arm und er der einzige Sohn eines wohlhabenden Bauern. Darum hatten seine Eltern die Heirat immer nicht zugeben wollen, und der Hegedüs Janosz hatte lange gehofft, ihm das schönste Mädchen des Dorfes wegzufangen. Aber Aranka wollte nur ihren Ferencz. Und als der Krieg ausbrach, hatten seine Eltern doch noch nachgegeben ...

Was sie nun machte, die Aranka? Ob sie sich nach ihm sehnte? Sie war in der kleinen Hütte am Ende des Dorfes bei ihrer Mutter geblieben, denn zu den stolzen Schwiegereltern mochte sie nicht ziehen, ehe nicht ihr Gatte selbst sie als Frau in sein Haus einführte.

Ferencz blickte gen Osten. Es dunkelte schon, und die ersten Sterne flammten am frostklaren Himmel auf. Dort unter dem glänzenden Stern mußte sein Heimatdorf Balmory liegen. Gar nicht sehr weit von hier. Schade, daß die Etappenstation nicht dort untergebracht war. Sie hätte doch ebensogut in Balmory als in Usziaty liegen können. Dann ...

Aber sie lag eben nicht in Balmory. Einen Tag hätte er immerhin gebraucht hin und her. Und das ging nicht. Dienst ist Dienst. Jetzt diente er dem

König, da mußte Aranka zurückstehen. Ein Glück nur, daß auch der Hegedüs Janosz eingerückt war, sonst hätte er keine Ruhe gehabt. Aber gottlob, der stand bei den Honved irgendwo am Lupkower Paß ...

Über diesen Gedanken hatte er sich plötzlich verirrt. Er war mitten im Wald, verlor die Richtung und irrte kreuz und quer herum, ohne einen Ausweg zu finden. Zudem war es ganz finster geworden. Trotz der eisigen Kälte packte ihn die Angst siedendheiß und trieb ihm Schweißperlen auf die Stirn. Kein Ausweg ... kein Ausweg ... endlos dehnte sich der Wald ringsum. Wo war das Tal? Hätte er nur nicht an den Hund, den Janosz, gedacht! Das allein hatte ihm die Gedanken verwirrt. Wenn er jetzt da liegen blieb, war es aus mit ihm. In zwei Minuten würde er eingeschlafen sein und dann ....

Aranka. Aranka. Du Süße! Er sah sie plötzlich vor sich, so deutlich, als stünde er neben ihr in ihrer Mutter Hütte. Wie glänzte das krause schwarze Haar über der weißen Stirn! Wie leuchteten die grauen Augen unter den langen dunklen Wimpern! Kein Stern am Himmel leuchtete schöner. Und die roten Lippen, der weiße feste Nacken, die Arme so prall und rosig ...

Er stöhnte tief auf. Nie hatte er sich bisher so wild nach ihr gesehnt. Die ganze flammende Begeisterung für Krieg, König und Vaterland war dahin. Aranka! Aranka! Wie schön war sie! Und sie hatten ihn von ihr gerissen, einen Tag nach der Hochzeit!

Schwer und schwerer hoben sich die halberstarrten Füße. Immer bleierner wurde die Müdigkeit in seinen Gliedern. Wirr und fieberhaft schossen die Gedanken durch sein Hirn.

Kein Ausweg ... nun würde er sie vielleicht nie

wiedersehen ... es war grausam von Gott ... nein, vom König ... von den Russen ... mußten sie gerade jetzt nach Ungarn kommen? Und Janosz ... ja ... der



würde lachen .... er konnte sie nun heiraten ... die junge Witwe ...

„Aranka! Aranka!" schrie er laut und verzweifelt auf. Dann stürzte er der Länge nach hin und blieb liegen. In der Nähe wurden Stimmen laut. Es knackte im Gezweig. Korporal Kiraly hörte es nicht mehr.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf einer Stroh-schütte neben einem kleinen eisernen Ofen, der rot vor Hitze glühte. Jemand flößte ihm heißen Tee mit Rum

ein. Honvedsoldaten saßen und lagen ringsum und sahen ihm mit gutmütigem Grinsen zu.

„Das war zur rechten Zeit, Kamerad!" sagte einer. „Wenn wir uns nicht beim Holzsammeln verspätet und dich gefunden hätten, läge einer mehr im Schnee erfroren draußen."

Es dauerte eine Weile, bis er alles begriff. Er lag in den Baracken der Ersatzreserve, die er so lange vergeblich gesucht hatte. Gerettet wie durch ein Wunder. Von den Baracken zur Etappenstation waren es noch zwei Wegstunden. Der Tee hatte ihn belebt, die Wärme des Ofens durchdrang wohlig seinen durchfrorenen Körper. Fünf Minuten noch gab er sich diesem angenehmen Zustand hin, dann sprang er auf.

„Gott vergelte euch alles, Brüder, ich muß nun weiter!"

Sie wollten ihn durchaus nicht fortlassen. Morgen war auch noch ein Tag. Sogar der diensthabende Offizier wurde geholt, daß er ihm zum Bleiben zurede. Er sollte auch erzählen, wie es da vorne an der Front ginge. Und oben auf dem entlegenen Gebirgsgipfel, wo seine Batterie stand.

Aber Kiraly Ferencz ließ sich nicht halten. Seine schwarzen Augen blitzten die Kameraden vorwurfsvoll an. Ihr wollt Soldaten sein und wißt nicht, was Dienst heißt? schienen sie zu sagen.

„Ich muß, Herr Leutnant," erklärte er kurz. „Mein Befehl lautet: so rasch als möglich zur Etappenstation."

„Aber Sie sind müde und erschöpft."

„Nicht mehr. Der Weg von hier aus ist nicht zu fehlen, und ausruhen kann ich mich dort."

Der Wille straffte seine erschlafften Muskeln. Fest und sicher schritt er hinaus in die Nacht.

„Auch einer von unseren Helden," murmelte der Offizier, der ihm eine Weile nachgeblickt hatte, aus der schneidenden Kälte in die warme Baracke zurücktretend.

Auch in der Etappenstation lagen Honvedkompanien. Bei einer derselben wurde Korporal Kiraly Nachtquartier angewiesen, nachdem er sich ausgiebig gestärkt hatte. Er war in sehr gehobener Stimmung. Kein Wunder, wenn man bedachte, daß er zum erstenmal seit vielen Wochen wieder ein richtiges warmes Gulyas mit Tarhonia im Magen hatte und sich beim Krämer reichlich mit dem langentbehrten Rauchmaterial versehen konnte. Außerdem traf er bei der Honvedkompanie viele alte Freunde aus seiner Heimatgegend. Einer war sogar aus Balmory selbst und erst vor kurzem auf Urlaub dort gewesen. Er erzählte Kiraly viel von daheim, von Frau Aranka, wie sie sich nach ihm sehne und ganz zurückgezogen bei der Mutter lebe, gar nicht mehr so übermütig und lustig wie früher, sondern ernst, wie es einer Frau gezieme, deren Mann im Feld stand. Auch von den Eltern und Bekannten berichtete Szatmary Istvan, und Kiraly konnte gar nicht müde werden, immer mehr zu fragen und zu hören. Noch im Einschlafen flüsterten sie beide leise über das unerschöpfliche Thema.

Da sagte Szatmary Istvan plötzlich: „Richtig, der Hegedüs Janosz ist jetzt auch wieder daheim. Auf Urlaub. Hat bei Lemberg einen Schuß bekommen und war drei Wochen im Spital. Jetzt haben sie ihn nach Balmory beurlaubt zur Erholung."

Wäre eine Granate vor ihm geplatzt, Kiraly hätte nicht furchtbarer erschrecken können. Der Janosz daheim! Immer wieder wälzte er den Gedanken in sich herum. Während der langen Nacht und am nächsten

Morgen, als er sich einsam auf dem Rückweg zur Batterie befand.

Er sah ihn ordentlich vor sich, den langen Burschen mit dem hinterlistigen Lächeln um die schmalen Lippen und den schönen lockenden Braunaugen, die einem nie gerade ins Gesicht sehen konnten. Er sah im Geiste, wie er zu Aranka schlich und ihr von seinen Heldentaten im Krieg erzählte, bis er ihr den Kopf damit verdreht hatte ... denn reden konnte er wie ein Schulmeister, wenn er wollte. Und diesmal würde er wollen.

Vielleicht redete er ihr ein, ihr Mann sei schon gefallen und käme nie mehr zurück, und sie sei wieder frei. Dem Janosz war alles zuzutrauen. Schon auf der Schulbank hatte er gelogen wie gedruckt, und aus jener Zeit stammte auch schon die Feindschaft zwischen ihm und Kiraly.

Vor einer Brücke, die den vereisten Bach überquerte, blieb er unschlüssig stehen. Drüben durch den Wald ging's weiter bergan zum Plageszankagipfel, wo seine Batterie stand. Hüben zweigte rechts ein Weg ab, der durch Balmory führte. Drei Stunden Wegs hin, drei zurück, eine halbe Stunde Rast, jetzt war es Mittag vorüber ...

Eine halbe Stunde nur! Aber sie würde genügen für das, was er Aranka sagen wollte. Wenn er ihr nur einmal wieder tief in die Augen blicken konnte und sie beschwören: „Hör nicht auf den Janosz, laß ihn gar nicht ein, wenn er kommt —" O ja, das würde genügen. Dann konnte er ruhig sein.

Immerhin ein halber Tag war verloren, und das ging wider die Pflicht. Aber war es gerecht, daß er, der seit dem ersten August im Felde stand und viele Kämpfe mitgemacht hatte, sein Weib nicht für eine halbe

Stunde sehen sollte, während der andere wochenlang Erholungsurlaub bekam?

Ohne sich dessen recht bewußt zu sein, lief er plötzlich aus Leibeskräften auf dem Weg nach Balmory. Wenn er lief, konnte er vielleicht die Zeit doch wieder einbringen ... Es mußte schon zu dunkeln beginnen, bis er in Balmory ankam. Das Haus lag am Ende des Dorfes. Niemand würde ihn sehen, niemand erfahren, daß er ohne Urlaub sein Weib besucht hatte.

Aber mit dem Laufen ging es nicht lang. Auch hier auf der Bergstraße lag zu viel Schnee. Er kam viel langsamer vorwärts, als er gedacht hatte. Statt der drei Stunden brauchte er fünf. Schadet nichts. Er würde nur eine Viertelstunde bei Aranka bleiben und dann die ganze Nacht marschieren.

Als er die Hütte seiner Schwiegermutter erreichte, war es schon ganz finster. Vorsichtig schlich er in den Hof und spähte durchs Küchenfenster. Er mußte sich doch erst vergewissern, daß keine Nachbarin zu Besuch war.

Wirklich saß eine bei Frau Kalmar, seiner Schwiegermutter. Auch Aranka war dabei. Was tun? Erfahren durfte es beileibe niemand im Dorf, daß er da war. Wie leicht hätte der Ortspolizist nach seinem Urlaubschein fragen können, und dann ...

Herrgott, wenn sie ihn als Deserteur angesehen hätten!

Eben wollte er den Schrei des Bergfalken nachahmen wie zur Zeit, als er noch heimlich Arankas Bräutigam gewesen war, als vorne auf der Straße Männerschritt erklang und jemand laut an die Haustür klopfte. Durch das hellerleuchtete Küchenfenster sah er, wie Aranka emporschnellte und mit zornigem

Gesicht in der Kammer nebenan verschwand. Gleich danach öffnete ihre Mutter dem Besucher.

Es war der Hegedüs Janosz.

Mit geballten Fäusten und funkelnden Augen stand Kiraly und drückte das Ohr ans Fenster, um zu hören, was drin gesprochen wurde*).

„Ich kann Euch nichts anderes sagen, Janosz, als sie ist nicht daheim," sagte Frau Kalmar achselzuckend.

Janosz, der sehr stramm aussah in der Uniform, lachte ungläubig: „Schon wieder nicht? Das ist doch sonderbar. So oft ich komme, ist Eure Tochter nicht zu Hause. Und wir sind doch so alte Bekannte, und ich hätte ihr so viel zu erzählen. Auch von ihrem ... Mann. Sagt ihr das. Und daß ich es morgen noch einmal versuche. Für heute will ich nicht länger stören."

Aufatmend trat Kiraly vom Fenster zurück. Er hätte niederknien und Gott danken mögen. Gott und — Aranka, die so treu und tapfer war.

Gleich danach stieß er zweimal hintereinander den Schrei des Bergfalken aus. Er brauchte nicht lange zu warten. Leise und hastig wurde die Hintertür geöffnet, und Aranka, in ein Tuch gehüllt, glitt heraus, wo ihr Blick suchend die Dunkelheit zu durchdringen trachtete.

„Ferencz? ..."

Da rissen seine Arme sie wild an sich.

„Mein alles du! Mein Leben! Aranka, süßes Täubchen ..."

Unter Lachen und Weinen hing sie an seinem Halse. Und während die beiden minutenlang nur törichtes Zeug schwatzten, merkten sie nicht, daß ihnen an der Haus-

*) Siehe das Titelbild.

ecke ein Lauscher zuhörte. Katzenartig leise war er geschlichen gekommen, als der Schrei des Bergfalken ertönte. Nun stand er regungslos an die Hausmauer gedrückt ...

Aranka besann sich zuerst. Es war bitterkalt, und Ferencz war vielleicht seit Wochen nicht in einer richtigen warmen Stube gewesen. Sie wollte ihn durchaus ins Haus nötigen.

Aber er wehrte erschrocken ab. „Um keinen Preis. Ich muß gleich wieder fort, denn ich bin ohne Urlaub hier. Nur sehen wollte ich dich, Aranka!"

Und er machte ihr in kurzen Worten seine Lage klar. Aber er merkte, daß sie nicht begriff, oder nicht begreifen wollte.

Gleich wieder fort? Nicht einmal eine Nacht bei ihr bleiben? Wo er doch so müde sein mußte und seit Monaten in keinem ordentlichen Bett geschlafen hatte. Das ließ sie einfach nicht zu. Gut, wenn es niemand erfahren durfte, würde er eben bei Morgengrauen wieder fortgehen. Bis dahin aber müsse er bleiben. Sie ließ ihn gar nicht zu Wort kommen. Was denn dabei sei? Ausgeruht würde er doch viel schneller vorwärts kommen. Und dem Oberleutnant sagte er, er habe den Weg verfehlt. Sein Auftrag sei ja erledigt. Proviant und Munition würden pünktlich hinaufgeschafft werden nach dem Plageszanka, ob er selber nun ein paar Stunden früher oder später käme. Und schließlich sei sie sein Weib, seine Aranka, die ihn liebte ...

Zärtlich drückte sich ihr schlanker weicher Leib an den seinen. Die roten Lippen küßten ihn heiß und verzehrend, daß es wie Feuerbrand durch seine Adern lief. Er atmete schwer.

„Versuche mich nicht, Aranka, die Pflicht!"

„Hast du nicht auch Pflichten gegen mich?"

Er schwieg und stöhnte. Welche Qual, jetzt von ihr zu gehen ... O, welche Qual konnte Liebe sein! Er hatte das bisher nicht gewußt. Hätte er es gewußt, er wäre nicht gekommen ...

In ihr wallte das heiße Ungarblut auf. Fast heftig stieß sie ihn von sich.

„Wenn du nicht bleiben willst, dann geh! Aber dann — dann ... glaube ich auch nicht mehr an deine Liebe!"

Sie stieß es zornig heraus. In ihren Augen, auf die ein Strahl vom Küchenfenster her fiel, funkelten Tränen. Und plötzlich schlug sie die Hände vors Gesicht und brach in verzweifeltes Schluchzen aus.

Er stand wie erstarrt. Nie noch hatte er sie weinen gesehen. Nie so schön, wie jetzt in ihrer leidenschaftlichen Erregung. Nie hatte er sie so heiß geliebt ... Seine Gedanken verwirrten sich. Schwach, haltlos kam er sich vor wie ein Blatt im Winde und doch voll Löwenkraft.

Rauh packte er ihren Arm, daß sie vor Schmerz zusammenzuckte.

„Sei ruhig. Weine nicht. Ich ... bleibe!"

Im Osten graute der Tag. Korporal Kiraly schnallte fröstelnd den Säbel um. Der graue Schimmer draußen, der erst nur wie eine Ahnung sich in das Dunkel stahl, hatte ihn schon wach gefunden. Ihm war schlimm zumute. Wäre er doch nicht geblieben! Wäre er schon fort — weit, weit! Wenn die Russen vielleicht gerade heute nacht angegriffen hätten. Und er war nicht dabei. Ein Mann fehlte bei der Batterie. Ein Mann, von dem Oberleutnant v. Hetvanyi gesagt

hatte: „Auf dich, Korporal Kiraly, kann ich mich verlassen."

Aranka wirtschaftete in der Küche herum. Sie wollte ihm noch Kaffee kochen und allerlei Eßwaren zusammenpacken. Leise summte sie ein Liebeslied vor sich hin und lächelte glücklich dabei.

Sein düsterer Blick erhellte sich, als er zu ihr in die Küche trat. Eben wollte er ihr noch etwas Freundliches sagen zum Abschied, da fuhren sie beide entsetzt zusammen. Es hatte laut an die Haustür geklopft. Durch das Küchenfenster sahen sie feldgraue Uniformen und aufgepflanzte Bajonette. Eine Soldatenpatrouille.

„Was ... wollen ... die?" stammelte Aranka leichenblaß.

Ihr Mann vermied es, sie anzusehen. „Öffne!" sagte er gebieterisch.

Zitternd gehorchte sie. Was weiter geschah, sah und hörte sie nur wie im Traum. Jemand fragte ihren Mann, ob er einen Urlaubschein habe. Er verneinte. Fragen und Antworten flogen hin und her. Dann führten sie ihn fort wie einen gemeinen Verbrecher ...

Sie sank ohnmächtig in ihrer Mutter Arme, die auf den Lärm erschrocken herbeigeeilt war.

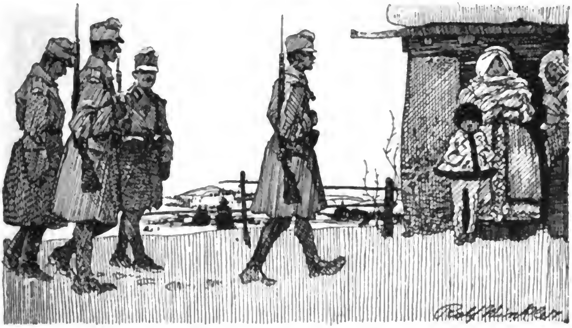
Eine Viertelstunde später hatte sich Janosz eingefunden als Tröster. Erst hörte Aranka gar nicht auf ihn, sie wurde sich seiner Gegenwart gar nicht bewußt. Dann, als gewisse Worte an ihr Ohr schlugen, schreckte sie empor und starrte Janosz entsetzt an.

Als Deserteur behandelt? Viele Jahre lang eingekerkert? Vielleicht standrechtlich erschossen? ...

„Das ist unmöglich!" schrie Aranka. „Das würde sein Oberleutnant nie zulassen! Ich kenne Oberleutnant

v. Hetvanyi, der als Kind, wenn seine Eltern hierher auf ihr Jagdschloß kamen, oft mit Ferencz gespielt hat. Er weiß, was er an Ferencz hat, daß er treu wie Gold und zuverlässig wie kein anderer ist."

„Leider wird Oberleutnant Hetvanyi gar nichts von der Sache erfahren, da er seit drei Wochen mit seiner



Batterie am Plageszanka sitzt. Wenn er davon erfährt, ist das Urteil schon gesprochen und ... vollzogen. Außerdem mußt du bedenken, Aranka, daß dein Mann sich wirklich schwer gegen die militärischen Gesetze vergangen hat. Du kannst das vielleicht nicht so begreifen."

Ihre Augen blitzten ihn zornig an.

„Wozu sagst du mir dies? Weshalb bist du überhaupt hier, Hegedüs Janosz? Freust du dich über mein Elend, oder ..."

Vor ihrem klaren, durchdringenden Blick schlug er die Augen nieder.

„Ich wollte dich trösten," murmelte er, während seine Augen unruhig durchs Gemach glitten. Dabei trafen sie einen kleinen Gegenstand, der am Küchentisch

lag: ein Luntenfeuerzeug aus Pakfong. Er stand auf und trat an den Tisch.

„Ah, hier finde ich mein Feuerzeug wieder!“

Er wollte es an sich nehmen. Aber Aranka war aufgesprungen und legte die Hand darauf.

„Laß es liegen. Es ist nicht dein. Es gehört meinem Mann.“

Verwundert starrte er erst sie, dann das Feuerzeug an. Dann lachte er.

„Du irrst, es ist meines, ich erkenne es genau an der Schramme, die es hier unten hat.“

Sie war leichenblaß geworden. Ein seltsam wilder Ausdruck entstellte plötzlich ihr Gesicht.

„Dir? Wirklich dir? Irrst du dich nicht? Kannst du das beschwören?“

„Jederzeit. Denn ich habe die Schramme selbst gemacht, damit es mir in der Kaserne nicht gestohlen oder vertauscht werden kann. Auch vermisse ich es seit gestern abend. Du weißt, ich wollte dich besuchen, aber deine Mutter schickte mich wieder fort. Offenbar habe ich es an der Haustür verloren. Meine Tasche hat nämlich ein Loch.“

Er verstummte, denn die Art, wie ihr Blick sich in sein Antlitz grub, beunruhigte ihn.

„Was hast du, Aranka? Warum siehst du mich so an?“

Zum zweitenmal wollte er nach dem Feuerzeug greifen. Sie aber riß es an sich.

„Nein, du sollst es nicht bekommen! Das behalte ich — als Pfand, bis wir abrechnen.“

„Aranka?!“

„Ja! Denn weißt du, wo Mutter das Ding fand? Nicht vorne an der Haustür, sondern rückwärts, im

Hof. Wenn es dein ist, dann warst du dort. Und dann, dann brauche ich mir nicht mehr länger den Kopf zu zerbrechen, wer meinen Mann verraten hat. Du warst es! Du hast uns belauscht im Hof und bist dann gegangen, die Schergen zu holen!"

Fahl im Gesicht und schlotternd vor Angst war Janosz zurückgewichen. Seine Lippen bewegten sich, aber er brachte kein Wort heraus.

Aranka trat dicht vor ihn hin.

„Nun höre, was ich dir noch zu sagen habe — Judas! Wenn es mir gelingt, meinen Mann vor Strafe zu retten, dann schicke ich dir dein Feuerzeug zurück, und dann danke Gott auf den Knien dafür, denn es bedeutet, daß du dein elendes Leben von mir geschenkt bekommen hast. Wenn nicht — dann gnade dir Gott! Wo immer du dich auch verkriechst, ich werde dich zu finden wissen und meine Rache an dir nehmen!"

Sie riß die Tür auf und gab ihm einen Stoß. „Geh!"

Wie ein geprügelter Hund schlich er davon. —

Nie hatte ein wilderer Schneesturm den Gipfel des Plageszanka umtobt. Schneidend fuhr er durch alle Ritzen der Unterstände und trug die feinen Schneekristalle bis an die kleinen Schützengrabenöfen, um die sich die Mannschaft drängte. Oberleutnant v. Hetvanyi ging rastlos in seinem Käfig, wie er es nannte, auf und nieder. Er ließ die Vorposten draußen alle Viertelstunden ablösen, und doch hatte er jedesmal Angst, sie würden ihm die Leute tot zurückbringen. War doch erst gestern von einer Patrouille eine feindliche Batterie am Nachbargipfel erfroren aufgefunden worden. Anderswo hatten sie ganze Kompanien gleichfalls erfroren, halb vom Schnee verweht, entdeckt. Es war ein schrecklicher Winter. Wenn sie nicht die

Öfen gehabt hätten und eine so gute Winterausrüstung, wer weiß? Ohnehin mußten auch von den Ihren genug dran glauben. Täglich gab es erfrorene Glieder unter der Mannschaft, obwohl sie mit heißem Tee und Grog förmlich überschüttet wurden.

Das schlimmste aber war, daß auch die Operationen stockten, seit die Natur Freund und Feind zwang, nur auf Rettung vor der Kälte bedacht zu sein. Seit drei Tagen schon war kein Schuß mehr zu hören gewesen. Totenstill lag die Welt ringsum da, nur der weiße Tod schlich um Berge und Pässe.

Es beunruhigte Oberleutnant v. Hetvanyi auch, daß Korporal Kiraly noch immer nicht zurück war. Gestern abend schon oder längstens heute früh hatte er ihn zurückerwartet. Am Vormittag war die Kolonne mit Munition und Proviant gekommen und hatte Befehle vom Divisionskommando mitgebracht. Seinen Auftrag hatte Kiraly also ausgerichtet. Wo war er selbst? Die Kolonne aus dem Tal hatte gemeldet, daß er vor ihr, schon gestern morgen, die Etappenstation verlassen habe. Seitdem wußte man nichts von ihm. Er würde doch nicht vom Weg abgekommen und in dem seit Mittag tobenden Schneesturm zugrunde gegangen sein? Hetvanyi hätte das als unersetzlichen Verlust für das Regiment betrachtet. Ein so schneidiger, braver Mensch. Außerdem war er ihm persönlich zugetan. Gott, sie hatten einander schon als kleine Knaben gekannt und manche Indianerschlacht in Balmory zusammen geschlagen ...

Der Eintritt einer Ordonnanz unterbrach seine Gedanken. „Herr Oberleutnant, melde gehorsamst, der Posten von Höhe zwei ist da und möchte den Herrn Oberleutnant sprechen. Als die Ablösung vorhin zu ihm kam, hatte er ein bewußtloses Weib bei sich."

„Ein — Weib?“ Hetvanyi fuhr ungläubig herum. „Du träumst wohl? Wie sollte ein Weib hier heraufkommen?“

„Dennoch ist es so, Herr Oberleutnant. Der Posten berichtet, sie sei wie eine Trunkene auf ihn zugetaumelt und bei seinem Anruf lautlos zu Boden gesunken.



Gleich danach kam die Ablösung. Der Posten schleppte sie hierher, weil sie sonst unfehlbar erfroren wäre. Nun geben sich unsere Leute Mühe, sie wieder zu sich zu bringen.“

„Wo ist sie?“

„Im Unterstand X.“

Hetvanyi begab sich dorthin.

Ein in Schafpelze und Decken gehülltes Bündel lag auf dem Stroh. Man hatte ihr die Schuhe ausgezogen, rieb Hände und Füße mit Schnee und flößte ihr heißen Grog ein. Eben als Hetvanyi zu ihr trat, schlug

sie die Augen auf. Wunderschöne Augen, die in einem weißen Gesicht standen und Hetvanyi bekannt vorkamen, nur daß er sich nicht gleich besinnen konnte, wo er sie schon gesehen habe.

Jetzt blickten sie wirr um sich. Ein zitternder Seufzer entrang sich den bläulichen Lippen. Dann begann sich das Bündel plötzlich zu bewegen. Decken und Pelze flogen zur Seite, eine schlanke Frauengestalt richtete sich auf, aber nur, um im nächsten Augenblick mit einem verzweifelten Aufstöhnen vor Hetvanyi in die Knie zu stürzen.

„Herr Oberleutnant, helfen Sie mir ... retten Sie meinen Mann! Sie haben ihn eingesperrt und ..."

„Aber wer ist denn Ihr Mann, und wie kommen Sie dazu, mich hier oben aufzusuchen und gerade von mir Hilfe zu erwarten?" unterbrach sie der Offizier verständnislos.

„Es ist doch der Kiraly Ferencz, der unter Ihnen dient, Herr Oberleutnant!"

„Kiraly Ferencz?" Hetvanyi war zurückgeprallt. „Eingesperrt? Ja sagen Sie, weshalb denn um Gottes willen?"

„Als ... Deserteur. Er war bei mir, und heute im Morgengrauen holten sie ihn. Aber so wahr ein Gott im Himmel ist, er trägt keine Schuld und wollte nicht desertieren. Ich bin schuld, ich allein!"

Der junge Offizier fuhr sich über die Stirn. Immer weniger begriff er.

„Stehen Sie auf, Frau Kiraly, und erzählen Sie erst einmal klar, was geschehen ist. Der Ferencz ein Deserteur; das ist ja natürlich Unsinn, aber wie kam er überhaupt in diesen Verdacht?"

Sie erhob sich und folgte Hetvanyi auf einen Wink in dessen Unterstand.

„So. Nun los mit der Beichte. Wenn ich helfen soll, muß ich vor allem selber klar sehen. Also nichts verschweigen, Frau Aranka.“

Die Mannschaft draußen brannte vor Neugier und hätte gar zu gerne gewußt, was Kiraly Ferencz' Frau drin dem Offizier erzählte. Donnerwetter, wie hübsch sie war, des Ferencz' Weib! Blitzsauber. Und gern mußte sie ihn haben. Stieg da mutterseelenallein im Schneesturm herauf ins Gebirge, unbekümmert um alle Schrecken des Weges, selbst auf die Gefahr hin, einer Russenpatrouille in die Fänge zu geraten oder von einem Posten erschossen zu werden. Wenn man nur wüßte, was es mit ihrem Mann gegeben hatte!

Aber davon erfuhr niemand etwas. Oberleutnant v. Hetvanyi ordnete nur an, daß für Frau Kiraly für die Nacht ein Unterstand freigemacht werde, und schärfte allen streng ein, sie in keiner Weise zu belästigen. Sie brauche Ruhe und Schlaf, denn morgen mit Tagesanbruch werde sie unter dem Schutz der zurückkehrenden Proviantkolonne den Weg nach der Etappenstation antreten. Daß er selbst noch bis spät in die Nacht hinein Briefe schrieb und einen Bericht für den Kommandanten ausarbeitete, der Aranka dort Tür und Tor öffnen sollte, erfuhr gleichfalls niemand. —

Kiraly Ferencz stand vor dem General, der ihn hatte rufen lassen. Ohne mit einer Wimper zu zucken, hielt er dem scharfen Blick und dem Kreuzverhör stand, das über ihn erging.

Ja, er wußte, daß er sich schwer gegen seine Pflicht als Soldat vergangen und harte Strafe verdient

habe. Und wenn er mit dem Leben dafür büßen müsse —

Hier unterbrach ihn der General mit einer Handbewegung.

„Ihr Vorgesetzter hat Ihnen ein so glänzendes Zeugnis ausgestellt und die Verdienste, die Sie sich bisher erwarben, in so helles Licht gerückt, daß ich zur Überzeugung gelangte, es verhält sich tatsächlich alles so, wie Ihre Frau aussagte. Auch Oberleutnant v. Hetvanyi ist der Meinung, daß es sich nur um eine Verspätung, durchaus aber nicht um eine beabsichtigte Desertation handelt. Unter diesen Umständen möchte ich der achten Batterie nicht einen erprobt tapferen und bisher immer gewissenhaften Soldaten entziehen. Sie werden sich also von hier aus sofort zu Ihrer Batterie zurückbegeben und in Zukunft hoffentlich die Pflicht über alles stellen, selbst wenn die Sehnsucht nach der Frau Eheliebsten Sie noch so stark packen sollte."

„Herr General," stammelte Kiraly, der abwechselnd rot und blaß geworden war und in dessen Augen Tränen standen.

Zum zweitenmal unterbrach ihn eine Handbewegung des Offiziers.

„Danken Sie mir nicht. In wenigen Tagen werden wir den Angriff gegen den Feind aufnehmen. Dann beweisen Sie dem Vaterland, daß ich Gnade für Recht bei keinem Unwürdigen anwandte." —

Am nächsten Morgen überbrachte ein Knabe dem Hegedüs Janosz ein kleines Päckchen. Es enthielt sein Luntenfeuerzeug, nichts weiter.

Mit einem Fluch schleuderte er es in die Stubenecke. Also war es ihr gelungen!

Übrigens wurde Janosz seines Urlaubs nicht froh.

Obwohl Aranka selbst über die Vorgänge schwieg: ihre Mutter hatte doch hie und da ein Wort gegen die Nachbarn fallen gelassen. Die Folge war, daß man dem Hegedüs Janosz bald überall auswich und erst leise, dann laut den Spitznamen „Judas" hinter ihm herrief, so daß er aufatmete, als man ihn drei Wochen später wieder an die Front schickte.

Das höchste Ziel

Roman von Reinhold Ortmann

(Fortsetzung)

Volcker saß schon seit einer Stunde in der Redaktion, als Doktor Gresser endlich erschien. Er hatte sich die Zeit des Wartens damit vertrieben, daß er eine Unterhaltung mit dem alten Wolter anknüpfte. Und das Gespräch war für ihn nicht ohne ein ganz unerwartetes praktisches Ergebnis geblieben. Er hatte im Verlauf der Unterhaltung erfahren, daß der alte Mann doch wohl nicht ganz so mittellos war, als er es nach der gestrigen Schilderung Gressers hatte vermuten müssen. Denn er sprach von dem „schönen Heim", das er hier in der entsetzlich großen Stadt gefunden habe, und von einem sehr lieben und sehr feinen Studenten, der bis vor einigen Tagen bei ihm gewohnt hätte.

„Bei Ihnen?" fragte Volcker überrascht. „Ist denn Ihre Wohnung so groß, daß Sie sogar einen Teil davon weitervermieten können?"

„Jawohl, Herr Volcker. Wir haben zwei Stuben und eine Küche. In der Küche schläft meine Enkelin, und in der kleinen Stube schlafe ich. Sie will es nicht anders haben. Obwohl ich doch eher in der Küche schlafen müßte als sie — meinen Sie nicht auch, Herr Volcker? Aber man hat keinen Willen neben ihr. Sie ist darin noch schlimmer wie meine selige Frau." Er fuhr sich mit dem knochigen Handrücken über die Augen wie immer, wenn er einen irgendwie gearteten Anlaß zur Rührung fand. „Aber gut ist sie, sehr gut. Wenn ich sie nicht hätte, müßte ich ja auf der Straße —"

Er schluchzte laut, und um ihn abzulenken, fragte Volcker weiter: „Das zweite Zimmer also haben Sie wahrscheinlich vermietet?"

„Jawohl, Herr Volcker, oder, um es der Wahrheit gemäß zu sagen: nein, Herr Volcker. Wir hatten es vermietet — an einen sehr feinen Herrn Studenten. Sechs Paar Stiefel hatte er. Wahrhaftig, ich lüge nicht. Und ich weiß es. Denn ich mußte sie an jedem Morgen blankmachen, bevor ich in die Redaktion ging. Und Zigaretten hat er geraucht, alle Tage vierzig Stück, und jede kostete fünf Pfennig. Können Sie sich das ausdenken, Herr Volcker, daß ein junger Mensch so viel Geld hat? Aber er mußte plötzlich nach Hause reisen, weil seinen Vater der Schlag getroffen hat. Es war ein großes Unglück für den armen jungen Mann. Und nun steht das Zimmer leer."

Er schaute sehr niedergeschlagen drein, und eine abermalige Aufwallung des herzlichen Mitleids, das er schon seit gestern mit dem alten Dorfschullehrer fühlte, bestimmte Volcker zu einem etwas unüberlegten Entschluß.

„Das träfe sich vielleicht ganz gut. Ich bin nämlich eben auf der Suche nach einem Zimmer. Es dürfte ein ganz einfaches Stübchen sein. Wenn man nur darin schlafen und schreiben kann."

„Jawohl, Herr Volcker, das können Sie bei uns. Sie können so viel schlafen und so viel schreiben, als Sie nur wollen. Hell und freundlich ist es auch. Und sauber. Darin ist sie genau so eigen wie meine selige Frau, die Marianne, mein' ich. Ja. Und Kaffee kann sie Ihnen auch kochen, des Morgens, bevor sie ins Büro geht. Der Herr Student sagte immer, es wäre der beste, den er je in seinem Leben getrunken hätte. Und er war doch sehr verwöhnt. Ja. Sie könnten sich ja das Zimmer ansehen, Herr Volcker, wenn Sie so gut sein wollen."

„Ja, das will ich, lieber Wolter. Geben Sie mir nur die Adresse."

„Akazienufer neunundzwanzig — im dritten Stock. Jawohl. Aber Sie dürften nicht vor sechs Uhr hingehen, bitte. Bis fünf ist Marianne im Büro. Sie nennen das hier englische Tischzeit; jawohl."

„Wenn ich recht verstanden habe, ist die Dame, von der Sie sprechen, Ihre Enkelin. Sie lebt ganz allein mit Ihnen. Hat sie denn keine Eltern mehr?"

Die Knochenhand hatte schon wieder ein unsichtbares Tränlein wegzuwischen. „Jawohl, Herr Volcker — Gott sei es geklagt — sie sind beide tot, meine selige Tochter und mein seliger Schwiegersohn, alle beide. Und ich bin übrig. Ja. Als wenn ich noch zu etwas nütze wäre auf der Welt."

„Nun, nun, Sie müssen sich keine Gedanken darüber machen, Herr Wolter. Zum Glück sind Sie ja auch noch ziemlich rüstig."

„Ja, das ist wohl ein Glück. Und ich habe nun auch wieder eine Anstellung gefunden. Eine gute Anstellung; ich will nicht klagen. Drei Monate von der Probezeit sind schon herum. Und nach einem Vierteljahr werde ich ein Gehalt beziehen. Jawohl, Herr Karstens hat es mir versprochen. Wenn er mit mir zufrieden wäre, sagte er. Glauben Sie, daß er mit mir zufrieden ist, Herr Volcker?"

Er hatte es sehr ängstlich gefragt, und seine Sorge schnitt dem jungen Redaktionsvolontär ins Herz. „Er hätte doch wohl keinen Grund, unzufrieden zu sein. Und jedenfalls würden Sie an Herrn Doktor Gresser einen Fürsprecher bei ihm haben."

„Jawohl, das hoffe ich auch; das hoffe ich voll Zuversicht. Denn der Herr Doktor Gresser ist ein guter

Mensch. Wenn er auch manchmal nicht so aussieht. Wenn ich so frei sein darf, es auszusprechen: ich glaube, er ist ein unglücklicher Mensch, Herr Volcker. Ja, das glaube ich. Obwohl es vielleicht unbescheiden ist, daß ich es sage."

„Na, Wolter, haben Sie nun glücklich jemand gefunden, vor dem Sie Ihr weltschmerzbeladenes Herz ausschütten können?" war in diesem Augenblick Doktor Gressers dröhnende Stimme in ihr Gespräch gefahren. Und der Alte, der vor Aufregung nicht wußte, wo er mit seinen langen dürren Gliedern bleiben solle, hatte sich an der Wand entlang wieder ins Vorzimmer hinausgeschoben.

Der Chefredakteur nickte seinem jungen Kollegen herablassend zu. „Guten Morgen! Na, wie ist Ihnen das ‚Alhambratheater' bekommen? Hat sie sich auch in ihrem Tanzkleidchen erträglich ausgenommen, die Kleine?"

„Ich habe die Besprechung mitgebracht, Herr Doktor. Sie werden daraus besser, als ich es jetzt mit Worten sagen könnte, ersehen, welchen Eindruck die Leistungen des Fräuleins Martiny auf mich gemacht haben."

„Schön gesagt. Sie sollten ein Konversationsstück schreiben, Herr Kollega! Obwohl die Operetten und die Gesangspossen jetzt lohnender sind, wie ich gehört habe. O weh, das ist ja ein ganzes Feuilleton, was Sie sich da geleistet haben! Solchen Luxus können wir uns im allgemeinen nicht gestatten. Na, wir wollen sehen, was Wiechers dazu sagt. Zusammengestrichen ist die Sache schnell."

Er warf die beschriebenen Blätter auf den Tisch und griff nach den Morgenzeitungen. Während er sie

durchzusehen begann, setzte er das Gespräch fort: „Übrigens — wenn ich die Weibergeschichten nicht mit tausend heiligen Eiden abgeschworen hätte — die Kleine wäre einer von den Rackern, die selbst mir altem Knaben noch gefährlich werden könnten. Appetitlich wie ein eben gereifter Pfirsich. Von außen wenigstens. Denn dafür, daß drinnen schon ein kleines, gefräßiges Würmchen sitzt, dafür lege ich meine Hand ins Feuer."

Dem Zuhörer stieg das Blut zum Kopfe. Das spöttische Gesicht des Doktors schien ihm über alle Maßen abstoßend und widerwärtig. Am liebsten hätte er sein Manuskript zurückgenommen und es in hundert Fetzen zerrissen. Die Vorstellung, daß Doktor Gresser es lesen und vielleicht zum Gegenstand seiner höhnischen Bemerkungen machen würde, dünkte ihm unerträglich. Aber hatte er nicht Reta Martiny versprochen, über sie zu schreiben? Um ihretwillen mußte er das Martyrium ertragen; denn sie sollte wahrlich nicht vergebens ihre Hoffnung auf ihn gesetzt haben.

Er sah auf seine Uhr und atmete erleichtert auf. Es war halb elf. Da hatte er doch einen Vorwand, dem peinvollen Gespräch zu entrinnen. „Ich muß mich wohl jetzt auf den Weg machen," sagte er. „Herr Karstens würde ungehalten sein, wenn ich mich nicht pünktlich bei dem Herrn Marx einfände."

„Jaso — Ihr Probestück. Na, machen Sie es gut, junger Freund! Wenn Sie wiederkommen, werde ich wissen, wie ich Ihre journalistischen Talente einzuschätzen habe. Und das kann für unser weiteres Verhältnis nur von Nutzen sein."

Als er draußen an Wolter vorüberging, sagte Volcker: „Es bleibt also bei dem, was wir verabredet haben. Um sechs Uhr werde ich mir das Zimmer ansehen, und

ich habe schon jetzt nicht den geringsten Zweifel, daß ich es mieten werde."

„Jawohl, Herr Volcker. Es wird uns eine hohe Ehre sein. Wegen des Mietpreises brauchen Sie sich keine Sorge zu machen. Marianne ist nicht habgierig — nein, wie sie auch sonst sein mag — habgierig ist sie nicht."

Das Haus in der Elisenstraße, dessen erstes Stockwerk Herr Heinrich Marx bewohnte, sah recht vornehm aus. Und das Dienstmädchen, das Volcker öffnete, war ein allerliebstes, blitzsauberes Ding in blütenweißer Tändelschürze und kokettem Häubchen.

Als Volcker seinen Namen genannt, mit dem Hinzufügen, daß er erwartet werde, öffnete sie eine der in den breiten Flur ausmündenden Flügeltüren.

„Wollen Sie, bitte, eintreten! Fräulein Langerhans wird Sie melden."

Volcker sah sich in einem hohen, schön tapezierten Vorzimmer. Es standen nur wenig Möbel darin, aber an den Wänden hingen Bilder in prunkenden Rahmen. An einem Tischchen zwischen den beiden Fenstern saß ein junges Mädchen vor der klappernden Schreibmaschine. Sie brachte die angefangene Zeile zu Ende; dann drehte sie den Kopf.

„Sie wünschen Herrn Marx zu sprechen? Wen darf ich melden?"

Ihre Stimme klang trocken und kühl, beinahe unfreundlich. Und Volcker fand, daß sie ganz so aussah, wie sie sprach. Ihr junges Gesicht war herb und ernst. Und wenn man es auch nicht eigentlich unschön nennen konnte, so nahm ihm dieser unliebenswürdige Ausdruck doch jeden Reiz. Die hochgeschlossene Bluse mit dem schmalen weißen Halskragen umschloß einen ziemlich

mageren Körper, und das dunkelblonde Haar lag ihr glatt und fest am Kopfe, als wäre sie bei der Herrichtung ihrer äußeren Erscheinung auf nichts anderes bedacht gewesen als darauf, so unvorteilhaft als möglich auszusehen.

„Ich heiße Volcker. Und ich nehme an, daß Herr Marx mich erwartet."

Ohne Erwiderung stand sie auf und öffnete die in ein Nebengemach führende Tür. „Der Herr von der ‚Neuen Abendzeitung', Herr Marx!"

Ihre Stimme war noch härter geworden. Etwas beinahe Feindseliges war in der Art, wie sie die Worte in das andere Zimmer hineingeworfen hatte. Von da her aber klang es gleichgültig zurück: „Bitte, er soll 'reinkommen. Und bringen Sie mir gleich das Material, Fräulein!"

Volcker trat über die Schwelle der Verbindungstür. Da drinnen sah es sehr vornehm und großartig aus. Es war, wie es schien, ein Mittelding zwischen einem Repräsentationsraum und einem Arbeitszimmer; der riesengroße Diplomatenschreibtisch aber bildete das beherrschende Ausstattungsstück des Raumes. Ein starker, fetter Mann mit glänzend schwarzem Haar, feistem Gesicht und englisch gestutztem Schnurrbärtchen musterte von dort her den Eintretenden durch die Gläser seines Kneifers. Ohne aufzustehen, grüßte er mit der kaum wahrnehmbaren Andeutung einer Verbeugung.

„Guten Morgen. Sie sind der junge Mann aus der Redaktion, den Karstens mir schicken wollte? Werden Sie selbst den Artikel schreiben?"

„Soviel ich weiß, ist mir dieser Auftrag zugedacht. Aber da ich noch gar nicht ahne, um was es sich handelt —"

„Hat Karstens Ihnen das nicht gesagt? Die Arbeit hätte er mir eigentlich abnehmen können. Aber wenn es nicht anders sein kann — bitte, nehmen Sie Platz! Da auf dem Tische finden Sie Bleistifte und Papier, falls Sie sich gleich einige Notizen machen wollen. Haben Sie die Sachen, Fräulein? Gut. Sie können hier bleiben, für den Fall, daß ich noch etwas brauchen sollte."

Er sprach kurz, in kleinen, abgehackten Wortgruppen und in einem unangenehm befehlenden Ton. Volcker hatte sich an den Tisch gesetzt. Das junge Mädchen, das einen mit Papieren gefüllten blauen Aktendeckel auf diesen Tisch niedergelegt hatte, blieb hinter ihm stehen.

„Also; wir wollen den Hund zunächst beim Schwanz anpacken, verstehen Sie? Den Artikel im ‚Tageblatt' haben Sie doch gelesen?"

„Nein. Das heißt, ich habe keine Ahnung, was für einen Artikel Sie meinen."

Heinrich Marx machte eine Geste der Ungeduld. „Ja, was denkt sich denn dieser Karstens? Soll ich Ihnen vielleicht die ganze Geschichte vorkauen? Jetzt fehlt bloß, daß Sie mir sagen, Sie hätten überhaupt noch kein Sterbenswörtchen von meinem Unternehmen, der großen ‚Eis- und Sportpalastgesellschaft', gehört."

„Ich weiß leider nichts vom Vorhandensein dieses Palastes."

„Ausgezeichnet. Sie sind wohl eben erst hier zugewandert, Herr —?"

„Volcker, bitte."

„Angenehm. Wie in aller Welt kommt Karstens dazu, mir so ein neugeborenes Kind zu schicken! Aber weil Sie nun mal da sind und weil ich gleich in eine Sitzung muß, wollen wir uns wenigstens über die

Hauptsache verständigen. Die Einzelheiten können Sie sich nachher von meinem Fräulein klarmachen lassen. Es gehen Gerüchte um über mein Unternehmen — verstehen Sie? Gerüchte, denen ein Riegel vorgeschoben werden muß. Das ‚Tageblatt' hat einen Artikel gebracht, der mir sehr unangenehm ist. Ich kann das nicht auf sich beruhen lassen. Verstehen Sie?"

„Ich glaube zu verstehen, daß Sie dem ‚Tageblatt' eine Berichtigung —"

„Ach was, Berichtigung! Wenn ich in der Lage wäre, den Artikel zu berichtigen, hätte ich Karstens und seine ‚Abendzeitung' nicht gebraucht. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß man den Hund beim Schwanz anpacken muß. Verstehen Sie?"

„Nein, ich bedaure — das verstehe ich nicht."

„Mit anderen Worten also: berichtigt soll allerdings werden. Aber nicht das, was das ‚Tageblatt' geschrieben hat; denn daran ist nicht zu tippen. Sondern das, was Sie schreiben werden. Verstehen Sie?"

„Das, was ich —?"

„Nun ja! Sie werden ebenfalls einen Angriff gegen mich loslassen. Und einen, der sich gewaschen hat. So scharf, wie Sie können — verstehen Sie? Aber Sie werden nur das angreifen, was gut an der Sache ist. Und Sie werden Ihre Anschuldigungen so einrichten, daß Sie sie in dem zweiten Artikel an der Hand meines Materials schlagend widerlegen können."

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Marx, wenn ich Sie unterbreche. Aber ich muß Sie da irgendwie mißverstehen. Ich soll einen Artikel schreiben, der Sie angreift, und einen zweiten, der diese Angriffe widerlegt? Das wäre doch vollkommen sinnlos, ganz abgesehen davon, daß es —"

Heinrich Marx schlug mit der flachen Hand auf die Schreibtischplatte, daß es dröhnte. „Herrgott, Mann, sind Sie wirklich so schwer von Begriffen? Das ist doch ein alter Trick. Und immer wieder gut, wenn man es geschickt anfaßt. Ins Blaue hinein kann ich mich doch nicht verteidigen. Das macht keinen Eindruck. Erst muß einer kommen, der die wildesten Anschuldigungen gegen mich erhebt. Je toller, desto besser. Es muß Paprika drin sein. Die Leute müssen sich darauf stürzen. Verschlingen müssen sie's. Und jeder, der den Artikel gelesen hat, muß sagen: ‚Na, von dem nimmt kein Hund mehr ein Stück Brot.‘ Und dann komme ich! Verstehen Sie? Das heißt, dann kommen Sie mit Ihrer redaktionellen Richtigstellung: ‚Auf Grund eingehender und gewissenhafter Prüfung des uns von Herrn Heinrich Marx bereitwillig zur Verfügung gestellten Materials können wir konstatieren und so weiter.‘ Dann schmettern Sie die Behauptungen des ersten Artikels mit Keulenschlägen nieder. Es ist kein Kunststück, weil sie ja alle aus der Luft gegriffen waren. Und für jede Richtigstellung bringen Sie einen unwiderleglichen Beweis. Das zieht. Darauf fallen sie alle 'rein, die Dummen wie die Gescheiten. Und ich stehe am Schlusse so weißgewaschen da wie ein Kind am Samstagabend. Daß wir in beiden Artikeln um die Hauptsache fein säuberlich herumgegangen sind, merkt kein Mensch. Besonders, wenn Sie irgendwo einfließen lassen, daß Herr Heinrich Marx es verschmähen wird, etwaige weitere Anfeindungen und Verdächtigungen einer Antwort zu würdigen. Dann kann das ‚Tageblatt‘ nachher schreiben, was es will. Ich habe mich einmal glänzend gerechtfertigt, und kein Mensch kann von mir verlangen, daß ich es täglich aufs neue tue."

Volcker hatte den Schluß der langen Rede nicht erst abgewartet, um sich zu erheben. Er war sehr blaß geworden. „Jetzt glaube ich allerdings verstanden zu haben, daß es Ihre Absicht ist, mir eine beispiellose Nichtswürdigkeit zuzumuten. Ich nehme an, daß Herr Karstens nicht wußte, welcher Art der mir zugedachte Auftrag war."

Heinrich Marx hatte sich vorgeneigt und starrte den großen, schlanken jungen Mann mit weit aufgerissenen Augen an.

„Was — was ist das? Was reden Sie da? Sind Sie denn ganz und gar des Teufels?"

„Es würde mir leid tun, wenn ich mich noch deutlicher ausdrücken müßte. Wie Sie dazu gekommen sind, mich für einen ehrlosen Soldschreiber zu halten, weiß ich nicht. Ich habe keine Veranlassung, mich mit Ihnen darüber auseinanderzusetzen. Herr Karstens wird Ihnen hoffentlich die gebührende Antwort nicht schuldig bleiben."

Er ging zur Tür. Noch ehe er sie erreichte, hatte sich Herr Heinrich Marx von seinem fassungslosen Erstaunen erholt. Und die erste Betätigung der wiedergewonnenen Herrschaft über sich und seine Umgebung bestand in einem schallenden Gelächter.

„Hat man so was schon erlebt? Was sagen Sie dazu, Fräulein? Karstens wird mir eine gebührende Antwort geben. Ausgerechnet Karstens! Mann, Sie sind ja Gold wert! Ihr Bild möchte ich auf einem Pfeifenkopf haben. Leben Sie wohl und bleiben Sie hübsch gesund! Fräulein, verbinden Sie mich mal auf der Stelle mit dem Verlag der ‚Neuen Abendzeitung'. Die Sache wollen wir doch so rasch als möglich ins reine bringen."

Volcker, der nur einen Augenblick gezögert hatte, setzte ohne ein Wort der Erwiderung seinen Weg fort. Das junge Mädchen mit dem glattgescheitelten Haar eilte an ihm vorüber zu dem im Vorzimmer angebrachten Umschalteapparat des Fernsprechers. Er grüßte sie mit einer kleinen Verneigung. Da kehrte sie sich ihm zu und sah ihm aus klaren, graublauen Augen fest ins Gesicht.

„Grüß Gott, Herr Volcker!“ sagte sie laut, und er war überrascht von der seltsamen Veränderung im Klang ihrer Stimme. Er war nicht mehr herb und spröde wie vorhin, sondern freundlich und sogar von einer gewissen Wärme. Aber Volcker war nicht in der Stimmung, großes Gewicht darauf zu legen, ob ihm das Schreibmaschinenfräulein des Herrn Heinrich Marx mehr oder weniger wohlwollend gesinnt war. Er fühlte sich so in tiefster Seele gekränkt und gedemütigt, daß er es nicht einmal über sich gewann, auf geradem Wege zurückzukehren. Erst nachdem er sich auf einer ziellosen Wanderung durch die Straßen den scharfen Herbstwind eine halbe Stunde lang hatte um die heißen Schläfen wehen lassen, lenkte er seine Schritte der Redaktion zu.

Er war inzwischen ruhiger geworden, und er hatte seinen Entschluß gefaßt. Wenn Karstens ihm nicht eine angemessene Genugtuung, wenn er ihm nicht die volle Gewißheit verschaffte, daß er keine Ahnung von dem unwürdigen Ansinnen gehabt hatte, durch das man ihn zu beleidigen gewagt, dann war seine Tätigkeit für die „Neue Abendzeitung“ mit dieser Stunde zu Ende. Und er war vollkommen darauf gefaßt, daß dieser Fall eintreten würde. Sein Vertrauen in die makellose Ehrenhaftigkeit des kleinen Herrn Karstens stand nicht auf allzu festen Füßen.

Wolters Gesicht war noch verstörter, und seine Bewegungen waren noch zappeliger als sonst. Doktor Gresser aber hob bei Volckers Eintritt mit einer feierlichen Geste den Arm, wie die Schauspieler auf der Bühne, wenn sie einem siegreich einziehenden Feldherrn zuzujubeln haben.

„Heil dir, edler Jüngling, du hast die Tugendprobe bestanden wie ein Held! — Entschuldigen Sie diese Anrede in der zweiten Person. Sie ist, wie Sie ja als Dichter wissen, ein schönes Vorrecht der Begeisterung. Und ich verlange darum nicht, daß Sie mit mir Bruderschaft machen."

„Wenn ich nicht annehmen soll, daß es Ihre Absicht ist, sich über mich lustig zu machen, Herr Doktor —"

„Aber ganz und gar nicht, Verehrtester. Ich verdanke Ihnen ja eine der erfreulichsten Viertelstunden meines irdischen Daseins. Und es ist jammerschade, daß Sie um den Anblick der Theaterszene gekommen sind, die Ehren-Karstens hier aufgeführt hat. Sie hätten daran eine Erinnerung fürs ganze Leben."

„Er wußte also schon, wie meine Unterredung mit diesem Herrn Marx ausgegangen ist?"

„Ja. Marx hat ihn telephonisch unterrichtet. Und er muß es auf eine sehr drastische Art getan haben, da Karstens nahe daran war, epileptische Anfälle zu kriegen. Ich glaube, er geht mit der Absicht um, Sie auf Schadenersatz zu verklagen. Sie haben ihm ja seinen besten Kunden vergrämt. Und wenn es ihm jetzt nicht gelingt, ihn zu versöhnen, wird er Sie bis an das Ende aller Tage als seinen Todfeind hassen."

„Ich verstehe nichts von alledem. Herr Karstens selbst hätte dem Manne keine andere Antwort geben können, einer solchen Zumutung gegenüber."

Doktor Gresser lachte sein knurrendes ironisches Lachen. „Sie werden noch viel Zeit brauchen, Herr Kollega, ehe Sie aus einem Dichter zu einem Tagesschriftsteller werden von der Art, wie die ‚Neue Abendzeitung‘ sie nötig hat. Und ich bedaure aufrichtig, daß es mir nicht länger vergönnt ist, dabei Ihren Lehrmeister zu machen. Denn darüber dürfen Sie sich keiner Täuschung hingeben: hier haben Sie ausgemimt.“

„Nach dem, was Sie mir über die Auffassung des Herrn Karstens sagen, kann es auch gar nicht mein Wunsch sein, länger für ihn zu arbeiten.“

„Sie verlieren nichts dabei — glauben Sie mir das, junger Freund! Ihres Lebensschiffleins Segel brauchen anderen Wind, als er hier weht. Der ist gerade noch gut für ein altes Wrack, wie Sie es in mir vor sich sehen. Aber es war mir ein Vergnügen, Sie kennen zu lernen. Zum Beweise dessen habe ich Ihnen auch noch eine kleine Abschiedsfreude bereitet.“

„Eine Abschiedsfreude, Herr Doktor?“

„Ja. Ich habe Ihren flammenden Hymnus auf Reta Martinys Schönheit ganz unverkürzt zum Satz gegeben, obwohl ich ihn zu dem Zweck erst wieder aus dem Papierkorb hervorsuchen mußte. Ehren-Karstens wird seine Freude daran haben.“

Volcker zauderte. Er hatte die Bitte um Rückgabe seines Manuskripts auf der Zunge, denn er empfand es jetzt als Schmach, auch nur einen einzigen Tag Mitarbeiter der „Neuen Abendzeitung“ gewesen zu sein. Aber er wußte, daß kein anderes Blatt die Kritik drucken würde, und er dachte an Reta Martiny, die von einer günstigen Besprechung so viel für ihre ganze Zukunft erwartete. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor,“ erwiderte er beklommen. „Es ist mir aus — aus besonderen

Gründen allerdings erwünscht, daß die Besprechung erscheint."

„Es ist nicht schwer, diese Gründe zu erraten. Seien Sie auf Ihrer Hut, lieber Kollege! Für jetzt und — wenn möglich — für alle Zukunft! Des Mannes Verhängnis hat immer lange Haare."

Volcker lenkte schnell ab. „Und glauben Sie nicht, daß ich wenigstens die Rückkehr des Herrn Karstens abwarten sollte, um mich persönlich mit ihm auseinanderzusetzen?"

„Schenken Sie sich das. Bei einer Auseinandersetzung mit dem Ehrenmanne kommt nichts heraus."

Kräftig schüttelte ihm Doktor Gresser zum Abschied die Hand. Von Wolter war weder in dem kleinen Vorzimmer noch draußen auf dem Gang etwas zu sehen.

Als er das Haus verließ, regte sich's fast wie Galgenhumor in Volckers Seele. Hatte es der Redakteur des „Tageblattes" so gemeint, als er ihm empfahl, von der Pike auf zu dienen, so war es ein wahrhaft mephistophelischer Rat gewesen. Fürs erste war ihm jedenfalls die Begeisterung für den journalistischen Beruf vergangen. Als eine niederschmetternde Enttäuschung empfand er es kaum; er hatte ja seine Schiffe nicht hinter sich verbrannt und konnte morgen da wieder anfangen, wo er vorgestern aufgehört hatte. Seine Doktorarbeit war erst zur Hälfte fertig, auch anderes lag unvollendet. Daß sein kleines Vermögen bald aufgezehrt war, machte ihm vorerst keine ernstliche Sorge. Er konnte ja wieder Stunden geben wie früher, und hie und da würde er schon etwas bei einer Zeitung oder einer Zeitschrift anbringen.

Er war vierundzwanzig Jahre alt, voll redlichen

Arbeitswillens und sterblich verliebt. Wie hätte da die Zerstörung einer im Grunde doch nur schwachen Hoffnung die Macht haben sollen, ihm seinen fröhlichen Lebensmut zu nehmen!

Um sechs Uhr nachmittags wanderte er längs des Akazienufers hin und suchte die ihm von dem alten Wolter angegebene Nummer 29. Die Straße führte ihren Namen zu Unrecht, denn statt der Akazien gab es nur himmelhohe Mietkasernen, und das „Ufer", an dem sie sich hinzogen, war die gemauerte Böschung eines schnurgeraden, trüben und langweiligen Kanals. Aber einer, der seit Jahren als wenig bemittelter Student in der Großstadt gehaust hat, ist im Punkte der Unterkunft nicht mehr verwöhnt. Wenn das Stübchen nicht gar zu unfreundlich und Wolters Enkelin nicht gar zu garstig war, würde sich hier am Akazienufer gerade so gut leben lassen als in irgendeiner anderen Straße.

Volcker klingelte. Von drinnen näherte sich ein rascher, leichter Schritt, und ein schmaler Mädchenkopf tauchte im Türspalt auf.

„Guten Abend! Sie kommen wegen des Zimmers, nicht wahr?"

Wäre das Gesicht auch gar nicht zu unterscheiden gewesen in dem Düster, die Stimme würde er doch sofort erkannt haben. Sie hatte denselben freundlichen Klang wie bei dem Abschiedsgruß, den sie ihm im Vorzimmer des Herrn Heinrich Marx geboten. Volckers Überraschung war groß, und er hatte keinen Grund, sie zu verbergen.

„Wie, mein Fräulein — Sie also sind die Enkelin des Herrn Wolter?"

„Ja, und ich heiße Marianne Langerhans. Wollen Sie, bitte, eintreten, Herr Volcker!"

Als er ihr in dem kleinen, aber hellen und bei aller Einfachheit der Einrichtung sehr freundlichen Zimmer gegenüberstand, dessen Tür sie vor ihm geöffnet hatte, mußte Volcker das junge Mädchen wohl etwas aufmerksamer ansehen, als er's am Vormittag getan. Aber der Eindruck blieb ziemlich derselbe. Der Ausdruck ihres Gesichts wirkte zu ernst, ihre Züge waren zu wenig jugendlich, als daß er sie hätte hübsch oder auch nur sympathisch finden können. So garstig aber, daß ihre Persönlichkeit ihn von vornherein hätte abschrecken müssen, war sie auch wieder nicht.

„Mein Großvater hat mir von Ihrer Absicht gesprochen, als ich auf dem Heimwege vom Büro nach ihm sah. Aber er glaubte freilich nicht mehr recht daran, daß Sie sie ausführen würden."

Sie sprach ruhig und unbefangen, ohne alle mädchenhafte Schüchternheit. Und für Volcker war es nicht anders, als ob er einer Frau von vierzig oder fünfzig Jahren gegenüberstände. Ein kleines Lächeln ging über sein Gesicht. „Weil man mich inzwischen aus der Redaktion der ‚Neuen Abendzeitung' hinausgeworfen hat — nicht wahr? Nun, ich sehe nicht ein, was das für mich an der Notwendigkeit ändern sollte, mir ein Unterkommen zu suchen. Obdachlos kann ich darum doch nicht wohl bleiben."

„Nein. Und es hätte mich auch gewundert, wenn Sie nicht gekommen wären. Dies ist die Stube, die wir vermieten. Bitte, sehen Sie sich um."

Für die Musterung genügte ihm ein einziger Blick. „Sie sagt mir vollkommen zu. Und wenn der Mietpreis meinen Verhältnissen entspricht —"

„Wir haben bisher zwanzig Mark im Monat erhalten, das Frühstück einbegriffen. Wäre Ihnen das zuviel?"

„Durchaus nicht. Ich habe eher die Empfindung, daß es etwas zu wenig ist. Kommen Sie denn dabei auf Ihre Rechnung, Fräulein Langerhans?“

„Ja. Wir zahlen selbst nur einen sehr mäßigen Zins, mit Rücksicht darauf, daß wir schon seit zwanzig Jahren hier wohnen.“

„Seit zwanzig Jahren? Dann müssen Sie doch noch recht klein gewesen sein, als Sie Ihren Einzug hielten.“

„Ich bin hier geboren, und meine Eltern sind hier gestorben. Nach meines Vaters Tode kam der Großvater hierher. Und da habe ich mich entschlossen, die verhältnismäßig große Wohnung zu behalten.“

„Und Sie stehen im Dienst des Herrn Heinrich Marx?“

„Ich bin seine Sekretärin.“

Das klang wieder kurz und hart. Volcker hielt es für angezeigt, nicht länger bei der Frage ihrer Berufstätigkeit zu verweilen. Geschäftsmäßig trocken wurden die Einzelheiten des mündlichen Vertragsabschlusses geregelt. Fräulein Marianne Langerhans war nicht unfreundlich; aber aus ihrem Benehmen gewann er zu seiner Genugtuung die Gewißheit, daß sie ihr künftiges Verhältnis lediglich als das der Vermieterin zu ihrem Zimmerherrn auffaßte. Vor einer Belästigung durch aufgedrungene Vertraulichkeit war er ohne Zweifel nirgends sicherer als hier.

Als er sich nach kurzer Unterhaltung empfahl, hatte er die Schlüssel zum Haustor und zur Wohnungstür in der Tasche. Am nächsten Tage schon wollte er mit seiner geringen Habe einziehen.

Nun rann Reinhard Volckers Leben wieder in dem gewohnten Gleichmaß ruhiger Arbeit dahin. Nur daß

jetzt der Sonnenglanz einer großen Liebe über diesem Leben lag und daß ein gewaltiges Sehnen die Richtung all seines Denkens bestimmte. Vier Tage waren seit dem unvergeßlichen Abend im „Alhambratheater" vergangen, und noch immer hatte er Reta Martiny nicht wiedergesehen. An jedem Nachmittag nahm er sich vor, abends in das Varieté zu gehen, aber immer blieb es beim Vorsatz. Er überzeugte sich aus den Anschlagzetteln, daß ihr Auftreten auch noch für die folgenden Tage angekündigt war, und wenn er auf solche Art die Gewißheit gewonnen hatte, daß sie ihm nicht unversehens in unerreichbare Fernen entrückt werden würde, gab er sich wieder zufrieden. Was ihn eigentlich Tag für Tag im letzten, entscheidenden Augenblick abhielt, sich das heiß ersehnte Glück des Wiedersehens zu verschaffen, ein Glück, das er sich unablässig in den herrlichsten Farben ausmalte — er selber hätte es wohl kaum zu sagen gewußt.

Es gab ja allerlei Gründe. Vor allem den, daß er nach dem Aufgeben seiner journalistischen Tätigkeit für sie zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken sein mußte. Aber er dachte nicht so klein von ihr und nicht so groß von jener Tätigkeit, daß er sich durch eine so armselige Erwägung hätte beeinflussen lassen. Er war gewiß, daß sie ihm heute nicht anders begegnen würde als bei jenem ersten Zusammentreffen, daß er sich ihr gegenüber jetzt viel freier fühlen würde als in der Rolle des Kunstrichters und Gönners, die sie genötigt hatte, mit einer Art von zaghafter Scheu zu ihm aufzusehen. Die halb uneingestandene Ursache seiner freiwilligen Zurückhaltung war wohl viel eher die Furcht, ihr in der Gesellschaft von Leuten zu begegnen, deren widerwärtige Art einen Schatten auch auf sein strahlendes

Idol hätte werfen können. Er dachte an ihren Onkel, an die stumpfsinnig dreinschauenden Brüder Morrison, an die alternde, verlebte Sängerin mit ihrem häßlichen, frechen Lachen — er dachte vielleicht auch an die Herren aus dem Publikum, die Reta nichts anderes zu sagen wußten, als daß sie niedlich ausgesehen habe. Und es schien ihm köstlicher, den durch keinen häßlichen Eindruck entweihten Kultus seiner großen, reinen Liebe vor ihrem Bilde zu üben, das er vor drei Tagen in einer Papierhandlung unter allerlei anderen Bühnenschönheiten entdeckt und erworben hatte.

Sie war im Kostüm ihrer Tanznummer dargestellt, und Volcker gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß es ein sehr unzulängliches, schlechtes Bild war. Denn es war steif und gekünstelt. Von dem zauberhaften Reiz, von der berückenden Lieblichkeit ihrer lebendigen Erscheinung war beinahe nichts darin zu spüren, obwohl es in seiner koketten Stellung viel mehr von der schlanken Schönheit ihres jungen Körpers preisgab, als er im raschen Wechsel der Tanzbewegungen davon gesehen. Aber wie hätte auch die empfindungslose photographische Platte festhalten können, was wahrscheinlich nicht einmal der Pinsel des größten Meisters wiederzugeben vermocht hätte! Seine Phantasie war reich genug, um alles zu ersetzen, was dem Bilde fehlte. Er hatte es in einem hübschen Rahmen auf den Schreibtisch gestellt, der das Glanzstück seiner Einrichtung war, und er meinte, daß bei der Arbeit seinen Gedanken Schwingen wüchsen, so oft er es ansah.

Mit seinem neuen Zimmer war er durchaus zufrieden. Das einzige, was ihn ein wenig störte, war der nächtliche Husten des alten Wolter, der oft stundenlang keuchend mühselig nach Atem rang. Die Wand,

die sein Zimmer von dem Volckers trennte, war sehr dünn und obendrein durch eine Verbindungstür unterbrochen, so daß sie jeden Laut durchließ.

Am ersten Morgen, als sie ihm sein Frühstück brachte, hatte Marianne sich besorgt erkundigt, ob er durch den Großvater in seiner Nachtruhe gestört worden sei. Freundliche Rücksichtnahme machte ihn zum Lügner; er versicherte, vortrefflich geschlafen zu haben, und sie begnügte sich erleichtert mit dieser Versicherung.

Außer während der wenigen Minuten am Morgen sah er sie nicht. Als Frühaufsteher saß er immer schon fertig angekleidet am Schreibtisch, wenn sie bei ihm eintrat. Er machte irgendeine artige Bemerkung, Marianne stand ihm mit knapper Antwort Rede, und die Unterhaltung war zu Ende. Heute zum ersten Male war sie es gewesen, die eine abseits ihrer Vermieterinnenpflichten gelegene Frage an ihn gerichtet hatte.

„Der Bericht über die Tänzerin vom ‚Alhambratheater‘, der vor einigen Tagen in der ‚Neuen Abendzeitung‘ stand — war er wirklich von Ihnen, Herr Volcker?“

„Ja. Daß er mit meinem Namen unterzeichnet war, entsprach allerdings nicht meinen Wünschen. Fanden Sie etwas an dem Bericht zu tadeln, Fräulein Langerhans?“

„Wie dürfte ich mir das herausnehmen? Es war nur eine beiläufige Frage, weil ich der Meinung war, daß Ihre schriftstellerische Tätigkeit eine vorwiegend wissenschaftliche ist.“

„Die Kritik bedeutete auch bloß eine Ausnahme, der schwerlich weitere folgen werden. Aber wenn Sie sich einen großen Genuß verschaffen wollen, sollten Sie sich die Tanzkünstlerin ansehen, Fräulein Langerhans. Sie

werden finden, daß ich noch viel zu wenig zu ihrem Lobe gesagt habe."

Ihre herbe Oberlippe kräuselte sich ein wenig. „Haben Sie noch nicht genug zur Verherrlichung der Dame gesagt? Dann müßte sie freilich ein Ausbund von Talent und Holdseligkeit sein. Aber es tut mir leid, daß ich mir den Genuß nicht verschaffen kann. Ich gehe niemals ins Theater. Und in ein Varieté ginge ich wohl zu allerletzt."

„Ich verstehe diese Abneigung sehr gut, und im allgemeinen teile ich sie vollkommen. Aber es gibt eben Ausnahmen. Bitte, sehen Sie sich das Bild an."

„Es ist Fräulein Martiny? Ich dachte mir das wohl."

„Und ist sie nicht wunderschön, selbst auf dieser unvollkommenen Photographie?"

Marianne Langerhans hatte das Bild zwar aus seiner Hand entgegengenommen, aber sie ließ nur einen flüchtigen Blick darüber hingleiten. Dann stellte sie es auf den Schreibtisch zurück.

„Ja. Sie ist so schön, wie diese Damen es eben zu sein pflegen," sagte sie trocken. Dann wünschte sie ihm kurz einen „Guten Tag" und ging hinaus.

„Sie ist doch ein recht unliebenswürdiges Wesen," dachte Volcker, und es tat ihm leid, daß er sich mit ihr überhaupt auf eine Unterhaltung über Reta Martiny eingelassen hatte.

Als er an diesem Tage seinen gewohnten Mittagspaziergang machte, der in einer bescheidenen Speisewirtschaft zu enden pflegte, hörte er über die Straße weg eine wohlbekannte, dröhnende Stimme rufen: „Hallo, Herr Kollega! Gönnen Sie mir doch eine Ihrer kostbaren Minuten!"

Es war Doktor Gresser, und so wenig ihm auch

an der Begegnung lag, konnte Volcker ihr doch nicht mehr ausweichen, wenn er sich nicht einer groben Unhöflichkeit schuldig machen wollte.

„Ich habe nämlich eine Neuigkeit für Sie," fuhr der Redakteur fort, als sie sich die Hände gereicht hatten. „Und eine angenehme obendrein. Vielleicht wird die ‚Neue Abendzeitung' für Sie doch noch zum Sprungbrett für den großen Salto mortale in die Gefilde des Glücks."

„Darf ich fragen, inwiefern das möglich sein sollte, Herr Doktor?"

„Es hat sich bei mir jemand nach Ihnen erkundigt. — Ihr Aufsatz über die Idee einer Bodenreform hat aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz doch einen Leser gefunden. Und sogar einen, auf den Sie stolz sein können. Kennen Sie den Kommerzienrat Steinsdorff?"

„Nein."

„Ja, wandeln Sie denn wirklich immer über den Sternen, daß Sie nicht einmal den Chef der weltberühmten Verlagsfirma kennen? In höchsteigener Person fragte er telephonisch nach Ihnen und nach Ihrer Adresse. Auf die erste Frage konnte ich ihm ja einige Auskunft geben, auf die zweite mußte ich die Antwort schuldig bleiben. Denn Sie hatten uns Ihre Wohnung nicht angegeben, und im Adreßbuch stehen Sie doch wohl nicht." Auf Volckers raschen Bericht hin fuhr Doktor Gresser erstaunt fort: „Merkwürdig, daß der Schwerenöter mir das unterschlagen hat. Ich könnte dem Herrn Kommerzienrat ja nun Ihre Adresse mitteilen; aber ich glaube, es ist am besten, Sie nehmen die Sache gleich selbst in die Hand."

„Ich? Ja, was sollte ich denn nach Ihrer Meinung tun?"

„Hingehen sollen Sie. In Ihrem schönsten Bratenrock, und so schleunig wie möglich; denn die großen Herren haben in der Regel ein kurzes Gedächtnis. Er sagte, daß er sich freuen würde, Sie kennen zu lernen. Wenn Sie ihn allzulange warten lassen, hat er vermutlich in der Zwischenzeit Sie mitsamt Ihrem Aufsatz vergessen."

„Das werde ich wohl geschehen lassen müssen. Denn ich sehe wirklich keinen Grund, mich dem Herrn Kommerzienrat aufzudrängen."

„Sie wollen nicht? Das ist nicht sehr klug. Ich glaube, Sie unterschätzen die Aussichten, die sich Ihnen da bieten könnten."

„Bei einem solchen Besuch käme ich mir lächerlich vor, und Sie sagen ja auch selbst, daß die flüchtige Anteilnahme des Herrn inzwischen vermutlich schon wieder erloschen ist."

„Stolz will ich den Spanier. Also — wie es Ihnen beliebt, edler Don! Ich habe meine Schuldigkeit getan. Was treiben Sie sonst?"

„Ich arbeite, Herr Doktor."

„Obwohl Sie noch etliche hundert im Vermögen haben? Das ist mehr, als ich in gleicher Lage von mir würde sagen können. Und die göttliche Reta?"

„Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll. — Die Dame steht doch in gar keinem Zusammenhang mit meiner Person oder meiner Tätigkeit."

„Wohl Ihnen, wenn es so ist. Ich habe sie mir letzthin, als ich nichts Gescheiteres anzufangen wußte, auch mal angesehen. Und wenn ich auch Ihre überschwengliche Kritik nachher noch etwas komischer gefunden habe als vorher, so kann ich Ihnen doch das Zugeständnis machen, daß sie in ihrem sogenannten

Kostüm ganz reizend aussieht. Nur mit der Tanzerei ist sie auf dem Holzweg. Man muß doch so etwas wie eine Seele haben, um es in der Kunst zu was zu bringen. Und sie hat davon gerade so viel wie eine Porzellanfigur. Ich habe mir erlaubt, ihr das mit aller wünschenswerten Deutlichkeit zu sagen."

„Wie? Sie — Sie haben mit ihr gesprochen?"

„Warum nicht? Ich habe sogar mit ihr und mit ihrem famosen Onkel zu Abend gespeist. Und trotz meiner Aufrichtigkeit sind wir recht gute Freunde geworden — der kleine Tausendsasa und ich."

Volcker griff an die Hutkrempe. „Entschuldigen Sie mich, bitte, Herr Doktor. Ich werde erwartet."

„Auf Wiedersehen, edler Minnesänger! Und das mit dem Kommerzienrat Steinsdorff sollten Sie sich noch überlegen."

Volcker hörte ihn nicht mehr. Mit langen Schritten strebte er von dannen; er hatte gefühlt, daß er sich nicht länger mehr würde beherrschen können. Es war ihm, als hätte eine rohe Faust in sein Heiligtum gegriffen und der thronenden Göttin die Strahlenkrone vom Haupte gerissen, damit sie in den Staub getreten werde. Doktor Gresser als Reta Martinys Tischgenosse! Konnte man sich ein wunderlicheres und zugleich traurigeres Bild ausmalen? Und gute Freunde seien sie geworden — Reta und er. Aber das war natürlich Lüge, boshafte Absicht, ihm weh zu tun, und es wäre unverzeihlich gewesen, wenn er auf das Zeugnis dieses Menschen hin von Reta Martiny hätte geringer denken können. Nein, ihre Reinheit konnte von den unlauteren Gedanken eines Doktor Gresser nicht berührt werden. Auch wenn sie gezwungen war, durch den Schmutz zu gehen, an ihrem Unschuldsgewand würde darum doch kein Stäubchen haften bleiben.

Aber er mußte sie wiedersehen. Jetzt durfte er es nicht länger hinausschieben. Heute noch mußte er sie sehen, um aus ihrem Anblick von neuem die köstliche, beglückende Sicherheit zu schöpfen, die ihn während der letzten Tage so froh und so hoffnungsvoll gemacht hatte. Ein Wort von ihr oder — wenn ihm das nicht vergönnt sein sollte — ein Lächeln ihres Mundes, ein Blick aus ihren strahlenden Kinderaugen würde hinreichen, auch den letzten Schatten bangen, schmerzlichen Zweifels zu zerstreuen.

Als er ein paar Stunden später nach Hause kam und zu arbeiten versuchte, war es ihm, als hätte er im Nebenzimmer den alten Wolter husten hören — schwächer, kraftloser und mühseliger als sonst. Er lauschte; weil aber alles still blieb, meinte er, sich getäuscht zu haben. Wolter mußte ja auch um diese Zeit in der Redaktion sein, und der alte Mann war von ängstlicher Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten.

Er hatte schon angefangen, sich für den Besuch des „Alhambratheaters" anzukleiden, als seine Aufmerksamkeit wieder durch Geräusche im Nebenzimmer erregt wurde. Er hörte verschiedene Stimmen; aber die des alten Wolter war nicht darunter. Fräulein Marianne sprach mit einem männlichen Besucher, in merkwürdig langen Pausen und in gedämpftem Ton, so daß nicht ein einziges verständliches Wort die dünne Wand durchdrang. Dann schien sich der Fremde zu entfernen, und es wurde wieder still.

Fast noch größere Sorgfalt als bei jenem ersten Theaterbesuch verwandte Volcker heute auf seinen Anzug. Trotzdem war er viel zu früh damit fertig und ging nun ungeduldig auf und nieder, weil er nicht mehr

in der Stimmung war zu arbeiten, und weil er sich anderseits schämte, gleich einem verliebten Tertianer, der sein Stelldichein nicht erwarten kann, ziellos in den Straßen umherzulaufen.

Da wurde leise an die Tür geklopft, und auf seinen Zuruf trat Marianne ins Zimmer. Sie sah nicht anders aus als sonst, und auch ihre Stimme hatte den gewohnten, ruhig-ernsten Klang. „Verzeihen Sie mir eine unbescheidene Frage, Herr Volcker! Gedenken Sie heute abend auszugehen?"

„Allerdings, Fräulein Langerhans. Weshalb?"

„Weil ich Sie in diesem Fall um die Erlaubnis bitten wollte, bis zu Ihrer Rückkehr mit einer Näharbeit in Ihrem Zimmer sitzen zu dürfen."

„Es ist selbstverständlich ganz zu Ihrer Verfügung," sagte er, etwas verwundert über ihr Verlangen; denn er wußte, daß sonst bis zum späten Abend im Zimmer des alten Wolter die Lampe brannte und daß Marianne ihrem Großvater stets Gesellschaft leistete. In einer Gedankenverbindung, die sich ihm aufdrängte, fuhr er darum fort: „Es war mir vor einiger Zeit, als hätte ich Herrn Wolter nebenan in seiner Stube gehört. Er ist doch nicht krank?"

„Ja. Sterbenskrank. Der Arzt hat wenig Hoffnung, daß er den morgigen Tag überlebt." Sie sagte es ohne Tränen, mit völlig unbewegtem Gesicht.

Wie ein Ruck war es Volcker dabei durch den Körper gegangen. „Mein Gott, wie schrecklich! Und wie konnte es so plötzlich dahin kommen? Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen, Fräulein. Ich möchte doch etwas Näheres hören."

Sie setzte sich auf die Ecke eines Stuhles, ersichtlich nur aus Höflichkeit, nicht mit dem Wunsche, lange zu

verweilen. „Es ist nicht viel zu erzählen. Als ich nach meiner Gewohnheit auf dem Heimweg vom Büro in der Redaktion der ‚Neuen Abendzeitung‘ vorsprach, wurde mir von Herrn Doktor Gresser der Bescheid, daß er meinen Großvater schon vor einer Stunde nach Hause geschickt habe. Er hatte ihn ohnmächtig auf dem Fußboden des Vorzimmers gefunden. Aber, wie er sagte, hatte der Großvater sich bald wieder erholt und über nichts anderes geklagt als über Schwäche und Schwindel. Ich lief hierher, der Zufall wollte, daß ich unterwegs unserem Arzt begegnete, er begleitete mich, und wir fanden den Großvater bewußtlos im Bett. Nach der Meinung des Doktors ist kaum eine Aussicht, daß er noch einmal aus dieser Bewußtlosigkeit erwacht."

„Aber es muß sich doch etwas für ihn tun lassen," rief Volcker erregt. „Man kann doch nicht untätig zusehen —"

Marianne schüttelte den Kopf. „Doktor Thomann ist die Gewissenhaftigkeit selbst, ich weiß es aus langer Erfahrung. Und er sagt, das Lebensflämmchen sei im Verlöschen. Keine ärztliche Kunst könne das Ende aufhalten. Vielleicht ließe sich's durch künstliche Mittel noch einmal zu kurzem Aufflackern bringen, aber er hielte das für eine zwecklose Grausamkeit gegen den Kranken. Und ich habe ihm beigestimmt. Alles, was ich tun kann, ist, daß ich die Nacht bei dem Großvater durchwache und ihm die Handreichungen leiste, deren er vielleicht noch bedarf."

Volcker war in tiefster Seele erschüttert. Der alte Mann hatte ihm nicht nahegestanden; aber die Gewißheit, daß da nebenan hinter der dünnen Wand der Tod auf ein Opfer wartete, legte sich ihm beklemmend auf die Brust. Ratlos machte er ein paar Schritte durch

das Zimmer, aber als er sah, daß das junge Mädchen sich erhob, trat er vor sie hin. „Wenn der Arzt es gesagt hat, und wenn Sie Vertrauen zu ihm haben — ja, dann bleibt wohl nichts anderes übrig, als sich in das Unabwendbare zu fügen. Nur, daß Sie ganz allein bei Ihrem kranken Großvater bleiben wollen —"

Sie hob den Kopf. Wie Verwunderung sprach es aus ihren klaren grauen Augen. „Warum sollte ich nicht? Es wäre nicht das erste Mal. Ich habe schon sehr oft nachts an einem Krankenbett gesessen. Wenn ich Sie gebeten habe, mir während Ihrer Abwesenheit das Verweilen in diesem Zimmer zu erlauben, geschah es nur deshalb, weil ich von hier aus den Großvater durch die offene Verbindungstür beobachten und gleichzeitig etwas arbeiten kann, ohne daß er durch das helle Lampenlicht belästigt wird, falls er doch noch einmal erwacht. Aber wenn es Ihnen unangenehm ist, Herr Volcker —"

„Wie können Sie das vermuten? Ich möchte Ihnen ja so gerne darüber hinaus irgendwie dienlich sein. Wenn ich nur wüßte, wie ich es anfangen soll."

Mit einer verneinenden Kopfbewegung schnitt sie ihm alles weitere ab. „Ich danke Ihnen. Aber Sie können nichts für mich oder für meinen Großvater tun. Es ist mir schon peinlich genug, daß Sie es so schlecht mit diesem Zimmer getroffen haben."

Er verwahrte sich lebhaft gegen die Berechtigung solchen Bedauerns; aber dann wußte er nichts mehr zu sagen, und er hielt Marianne nicht zurück, als sie das Zimmer verließ. Vielleicht wünschte sie wirklich nichts anderes, als daß er ihr so bald als möglich das Feld räumte. Und aus dieser Empfindung heraus entschloß er sich zu sofortigem Aufbruch. Auf den Fuß-

spitzen ging er über den Flur, und mit größter Behutsamkeit drückte er die Wohnungstür hinter sich ins Schloß. Dann schlug er den kürzesten Weg nach dem „Alhambratheater" ein. Aber seine freudige Erregung, seine hoffnungsvolle Ungeduld waren ganz und gar dahin. Der schwere, dumpfe Druck wollte nicht von seiner Brust weichen, und immer hatte er das schmale, herbe Gesicht des ernsten Mädchens vor Augen.

„Ich habe schon sehr oft nachts an einem Krankenbett gesessen," hatte sie gesagt. Auch ohne sie zu kennen, wußte er, daß sie nicht log. Zum erstenmal tauchte etwas wie eine Frage nach dem Lebensschicksal dieses Schreibmaschinenfräuleins in seinem Geiste auf. Und dahinter ein ernster Vorwurf, den er sich selber zu machen hatte. War das reizlose, in Aussehen und Benehmen so wenig liebenswürdige Mädchen nicht doch vielleicht einer wärmeren, freundlicheren Teilnahme wert, als er sie ihr bisher vergönnt hatte? Und gab ihr nicht schon ihre trostlose Verlassenheit einen Anspruch auf seinen Beistand? Gewiß, sie hatte kein Verlangen danach geäußert. Aber mußte diese abweisende, verschlossene Miene durchaus ihr wahres Gesicht sein? Konnte sich dahinter nicht auch die Scham einer wunden, leidenden Seele verbergen, die ihren Schmerz jedem fremden Blick entziehen wollte?

Er stand vor dem hell erleuchteten Theater. Geputzte, fröhlich gestimmte Menschen drängten sich an ihm vorüber in die überreich geschmückte Vorhalle. Nur ein paar Schritte noch trennten ihn von dem so heiß ersehnten Ziel seiner Wünsche. Aber er zauderte in plötzlicher Unentschlossenheit. Wie ein unüberwindliches Hemmnis stand das Bild des engen Stübchens vor ihm, mit der hageren Gestalt des Sterbenden auf dem

schmalen Bette und mit dem blassen Mädchenkopf unter der Lampe.

Noch ehe er sich des Entschlusses zur Umkehr recht bewußt geworden war, befand er sich schon wieder auf dem Heimweg, und kein Bedauern über das, was er hinter sich ließ, verlangsamte seinen Schritt. Leise drehte er den Schlüssel, leise schlich er zur Tür seines Zimmers. Lichtschimmer verriet, daß Marianne darin sei. Deshalb pochte er behutsam, um sie nicht durch seinen unvermuteten Eintritt zu erschrecken. „Wer ist da?" klang es zurück, und er nannte, bevor er die Klinke niederdrückte, seinen Namen.

Marianne Langerhans saß mit einer Näherei am Tische, und die Tür ins Nebenzimmer war weit geöffnet. Erstaunt kehrte sie ihm ihr Gesicht zu. „Sie kommen schon heim, Herr Volcker? Ich gehe natürlich auf der Stelle."

Aber er trat rasch auf sie zu und legte seine Hand auf die hastenden Finger, die das Nähzeug zusammenraffen wollten. „Nein, Sie werden nicht fortgehen, Fräulein Langerhans! Denn ich bin nicht zurückgekehrt, um Sie zu vertreiben, sondern weil ich Sie um die Erlaubnis bitten wollte, Ihnen Gesellschaft zu leisten. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, Sie hier ganz allein bei dem Schwerkranken zu wissen."

„Das tut mir leid, Herr Volcker. Ich würde Ihnen gewiß nichts gesagt haben, wenn ich das hätte voraussehen können."

„Warum wollen Sie meinen unbedeutenden Dienst abweisen? Es ist für mich nicht das geringste Opfer. Der Zustand Ihres Großvaters macht vielleicht doch eine Hilfeleistung nötig, einen Gang zum Arzt oder dergleichen. Und ich werde Ihnen mit meiner An-

wesenheit nicht lästig fallen, wie ich hoffe. Ich kann mir ja ein Buch nehmen. Das Nachtwachen bin ich durch die Art meiner Arbeit hinlänglich gewöhnt."

So eindringlich bittend hatte er ihr das alles zugeflüstert, daß sie wohl fühlen mußte, wie tief eine Zurückweisung seines Anerbietens ihn kränken würde. „Wenn Sie also darauf bestehen — eine Weile kann ich ja noch bleiben. Und ich bin Ihnen für Ihre Freundlichkeit jedenfalls herzlich dankbar."

„Dazu ist kein Grund. Aber vor allem: wie geht es dem Kranken? Ist er inzwischen erwacht? Oder hat sich sonst etwas in seinem Zustand geändert? Ist nichts geschehen, was doch eine kleine Hoffnung auf Besserung zuließe?"

„Nein — nichts. Er ist bewußtlos wie zuvor. Nur daß ihm das Atmen mitunter schon sehr schwer zu fallen scheint. Ich wollte, er hätte es überstanden."

Das Wort wirkte auf ihn wie ein Stich. War das Herzlosigkeit? Oder was war es sonst? Eine Erwiderung fand er jedenfalls nicht.

Er trat auf die Schwelle der Verbindungstür und spähte nach dem Bett hinüber, das nur von der Lampe im Nebenzimmer ein schwaches Licht empfing. Fast wie ein Totenschädel lag der fleischlose Kopf des alten Wolter auf dem Kissen. Und die abgezehrten, knochigen Hände machten die unheimliche Vorstellung noch lebhafter. Aber es war nicht daran zu zweifeln, daß noch Leben in diesem fast bis auf den letzten armseligen Rest verbrauchten Körper war. Ängstliche, rasselnde Atemzüge gaben in kürzeren oder längeren Zwischenräumen Kunde von der — vielleicht unbewußten — Qual des letzten Ringens, das den Sieg des erbarmungslosen Würgers noch um eine winzige Zeitspanne verzögern sollte.

Nun saßen sie schon seit einer Stunde beieinander. Schweigend. Denn das häufig stockende Geflüster der ersten Minuten war bald verstummt. Volcker wußte nichts Tröstliches zu sagen, und zu irgendeinem oberflächlichen Gespräch war dies ernste Beisammensein wahrlich nicht angetan. Er hatte ein Buch geholt und sich an der anderen Seite des Tisches niedergelassen. Der Anblick von Mariannes Gesicht war ihm durch die zwischen ihnen stehende Lampe entzogen, aber jedesmal, wenn er die Augen von seinem Buche erhob, sah er ihre rastlos tätigen Hände. Und es überraschte ihn, daß sie so fein und wohlgebildet waren. Auch eine Dame der großen Welt hätte sich dieser schlanken, weißen Hände nicht zu schämen brauchen. Und doch wußte er, daß sie alle, auch die gröbsten häuslichen Arbeiten selbst verrichtete — wußte, daß diese zierlichen, anmutig zugespitzten Finger vom Morgen bis zum Abend wohl kaum eine Minute lang müßig waren.

Nun aber sah er auch noch etwas anderes. Er sah einen klaren, wasserhellen Tropfen auf ihrem Handrücken, und jetzt einen zweiten. Es war kein Zweifel mehr, daß sie lautlos weinte. Da legte er sein Buch nieder und neigte sich über den Tisch. „Sie sollten den Mut nicht verlieren, Fräulein Langerhans," sagte er herzlich. „Vielleicht wird doch alles noch gut."

„O gewiß — alles wird gut werden," gab sie zurück. „Was könnte ich denn meinem Großvater Besseres wünschen! Er hat einen so langen und mühseligen Weg gehen müssen, um endlich dahin zu gelangen."

„Ja, das glaube ich wohl. Aber meinen Sie nicht, daß er trotzdem gerne noch leben würde? Und dann ist er doch Ihr einziger naher Verwandter — nicht wahr?"

„Er ist der letzte, den ich verlieren kann. Das ist auch ein Trost. Man trägt das Leben leichter, wenn man um niemand mehr zu sorgen und zu zittern braucht."

„Das klingt recht bitter; viel zu bitter aus dem Munde eines jungen Mädchens, für das der beste Teil des Lebens doch eigentlich erst beginnen soll. Darf ich fragen, wie alt Sie sind, Fräulein Langerhans?"

„Zwanzig — oder vierzig, wie Sie wollen. Denn ich habe wohl das Recht, meine Jahre doppelt zu zählen."

„Wie der Soldat seine Kriegsjahre. Ist es das, was Sie damit meinen?"

„Vielleicht. Jedenfalls ist mein Leben schon so lang, so unendlich lang. Ich habe manchmal Mühe, mich daran zu erinnern, daß ich jemals ein Kind gewesen bin."

„War es denn wirklich so hart?"

All das warme Mitleid, dessen sein Herz voll war, quoll aus seiner Stimme. Die des Mädchens aber war wieder trocken und spröde wie in ihren unliebenswürdigsten Augenblicken. „Nicht härter wahrscheinlich als das von Hunderttausenden. Ich rede mir nicht ein, daß ich die einzige bin, die auf ihrem Wege niemals andere Begleiter haben wird als Armut, Arbeit, Krankheit und Tod. Und Sie sollen auch nicht denken, daß ich mich beklage. Ich werde ganz gut damit fertig."

„Nein, so dürfen Sie nicht denken; für Ihr Alter wäre das ganz unnatürlicher Verzicht. Ich hoffe, es ist nur dieser traurige Krankheitsfall, der Sie so tief verstimmt. Um Ihrer selbst willen müssen Sie gegen solche Verbitterung ankämpfen."

„Um meiner selbst willen — was heißt das? Und was liegt daran, ob ich verbittert bin oder nicht? Glauben Sie, daß ich die Arbeitssklavin eines Schurken

vom Schlage dieses Heinrich Marx sein könnte, wenn ich weniger verbittert wäre? Das ist ein Panzer, an dem zuletzt alles abgleitet. Und ich möchte ihn nicht mehr entbehren."

„Sie haben Ihre Eltern zu früh verloren, das ist wohl das eigentliche Unglück Ihres Lebens. Ich weiß ja aus eigener Erfahrung, wie grausam schwer es ist, das zu verwinden."

„Ja. Aber es ist doch wohl nicht bei jedem das gleiche. Wie ich Sie beurteile, sind Sie in einem guten, wohlhabenden Hause aufgewachsen, verhätschelt, verwöhnt und vor jedem rauhen Lüftchen behütet. Als Ihre Eltern starben, hatten Sie vielleicht noch gar keine Vorstellung davon, was das Leben eigentlich ist, und daß der Tod immer eine Erlösung bedeutet."

„Nein, darin mögen Sie wohl recht haben. Wenigstens habe ich den Tod meiner Eltern sicherlich nicht als eine Erlösung für sie empfunden, sondern nur als ein furchtbares Unglück für mich. Ich war noch ein Kind, als ich meinen Vater verlor. Er verunglückte im Seebade bei dem Versuch, ein ertrinkendes Mädchen zu retten. Und ich hatte noch nicht das Gymnasium absolviert, als ich auch meine Mutter ganz unerwartet dahingeben mußte. Sie war nur zwei Tage krank, und ich habe sie über alles geliebt. Wenn ich an die Stunde ihres Todes denke, fühle ich den Schmerz um sie noch in seiner ganzen Stärke. Und es sind nun doch schon sechs Jahre, daß sie der Rasen deckt."

„Sie wissen nicht, wie beneidenswert Sie sind. Sie und Ihre Eltern. Nein, bei mir nahmen die Dinge einen etwas anderen Verlauf. Mein Vater und meine Mutter waren zwei Menschen, die sich wahrscheinlich aus heißer Liebe geheiratet hatten. Ich habe nichts mehr

davon wahrgenommen, aber ich vermute es, weil die Torheit ihrer Heirat sonst völlig unbegreiflich gewesen wäre. Ich glaube, es war in ihrer Ehe kein einziger Tag ohne Not und Sorge in irgendeiner Gestalt. Mein Vater war Musiker und ein echter Künstler, das heißt: ein ganz unpraktischer Idealist. Meine Mutter aber entstammte dem Hause eines Dorfschullehrers. Und sie hatte alle Eigenschaften eines prosaischen, beschränkten Landkindes — alle, bis auf die wichtigste, nämlich eine kernfeste Gesundheit, die sie in ihrer Ehe gerade am nötigsten hätte brauchen können. — Aber vielleicht finden Sie, daß ich zu lieblos von meinen Eltern spreche."

„Nicht doch, Fräulein Langerhans. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir noch mehr von Ihrer Jugend erzählen wollten."

„Sollte das noch nötig sein nach dem, was ich Ihnen schon gesagt habe? Meine Mutter habe ich nur kränklich gesehen, nervös, unzufrieden, gereizt und immer im Streit mit dem Vater, weil es im Hause an dem Notwendigsten fehlte. Sie liebte mich nicht; ich war mit dem Herzen und wohl auch mit dem Munde zu oft auf seiner Seite. Sie schalt mich und stieß mich herum, und während ihrer letzten Krankheit — sie war drei Jahre lang fast ganz gelähmt — als ich ihr jede Handreichung tun und sie Tag und Nacht pflegen mußte, peinigte sie mich mit ihren unaufhörlichen Schmähungen bis aufs Blut. Ich war vierzehn Jahre alt, als sie starb. Und während ich ihr die letzten drei Handvoll Erde auf den Sarg warf, schickte ich ein heißes Dankgebet zum Himmel empor. So herzlos und schlecht war ich schon damals, Herr Volcker."

„Ich beklage Sie — beklage Sie von ganzer Seele.

Und Sie sollen nicht sagen, daß Sie schlecht waren. Das alles ist doch so menschlich und so begreiflich."

„Ich weiß nicht. Die Natur mag es wohl in irgend etwas versehen haben, als sie mich schuf. Unter allen, mit denen ich in meinem Leben zu tun hatte, gab es nur einen, der es fertig brachte, mich zu lieben. Der eine war mein Vater. Aber die Mutter mochte recht haben, wenn sie mir immer wieder sagte: Dein Vater liebt dich nur, weil er dich nicht kennt."

Es gab eine Stille. Endlich fragte Volcker: „Und dann mußten Sie auch diesen einzigen Menschen verlieren, mit dem Sie in Liebe verbunden waren?"

„Ja. Ich verlor ihn, nachdem ich in unzähligen Nächten Gott auf den Knien angefleht hatte, ihn zu sich zu nehmen. Er litt an einer furchtbaren Krankheit. Achtzehn Monate hindurch hatte er nicht eine einzige schmerzfreie Minute. Und ich konnte ihm nur meine Nächte opfern, denn am Tage arbeitete ich für ihn und für mich um das tägliche Brot, für den Hauswirt, den Arzt und den Apotheker. Wohl habe ich an seinem Grabe bitterlich geweint. Aber ich habe mich zugleich wegen dieser Tränen gescholten. Denn ich hätte dem Himmel danken sollen, wie ich ihm am Sarge meiner Mutter gedankt hatte."

Volcker biß die Zähne zusammen und lehnte seinen Kopf aus dem Lichtkreis der Lampe zurück; er fühlte, daß ihm die Augen naß geworden waren, und er schämte sich, seine Bewegung zu zeigen. Denn Mariannes Gesicht hatte sich nicht verändert; sie sprach so ruhig, als wäre es die Geschichte irgendeines fremden, gleichgültigen Menschen, die sie da erzählte, nicht die ihrer eigenen Jugend.

„Ich glaube, der Großvater hat sich geregt," sagte

sie jetzt plötzlich, indem sie ihre Arbeit hastig beiseite schob. „War es nicht, als wollte er etwas sagen?“

Volcker hatte nichts gehört, aber er stand zugleich mit dem jungen Mädchen auf und trat leise hinter ihr durch die Tür des Nebenzimmers.

Der alte Wolter war in der Tat unruhig geworden. Wohl lag er auch jetzt mit geschlossenen Augen; aber seine Hände gingen in zuckenden, suchenden Bewegungen über die Bettdecke hin. Und nun zuckte es auch um seinen eingefallenen, zahnlosen Mund. Ein undeutliches Gemurmel kam von seinen Lippen. Einzelne Worte aber waren doch zu verstehen.

„Jawohl, Herr Schulrat! — Ich habe nach bestem Wissen und Gewissen — — Ich bitte um Verzeihung, Herr Schulrat — ich habe es nicht anders gewußt. — Jawohl, Herr Schulrat — ich werde mich bemühen — in Zukunft —“ Dann kamen schluchzende Laute, so wie Volcker sie von dem alten Wolter gehört hatte, als er vergebens herumgelaufen war, um Zigarren für den Doktor Gresser zu borgen.

Marianne, die dicht neben ihm stand, sagte: „Das ist nun ein Menschenleben! Die Angst vor den Quälereien des Vorgesetzten, die ihn vierzig Jahre lang gepeinigt hat, gibt ihn nicht einmal in seiner Todesstunde frei. Warum das alles? Und wozu?“

„So dürfen wir nicht fragen, liebes Fräulein! Wir kommen dem Unerforschlichen nicht näher mit solchem Grübeln.“

„Ah, Sie sprechen wie ein Pastor,“ gab sie zurück, und es war etwas von herber Geringschätzung in ihren Worten. „Aber ich weiß es freilich, daß niemand mir Antwort geben kann. Und daß es kein anderes Trostwort gibt als die Mahnung: Dulden und Schweigen!“

Sie neigte sich über den Kranken und trocknete mit ihrem Taschentuch die Schweißtropfen, die auf seiner Stirn sichtbar wurden.

„Großvater! Lieber Großvater! Kennst du mich?“ fragte sie. Und Volcker meinte, es müsse eine andere als sie gewesen sein, die das gesprochen hatte. Denn es war ein Ton von so weicher, inniger Zärtlichkeit gewesen, wie er ihn nimmermehr von diesen herben Lippen zu hören erwartet hätte. Der alte Wolter aber antwortete nicht, nicht einmal durch ein Zucken der geschlossenen Augenlider. Er war auf seinem Weg zum Frieden wohl schon zu weit gelangt, als daß ein vertrauter Klang ihn noch einmal hätte zurückrufen können.

„Jawohl, Herr Doktor!“ murmelte er. „Zigarren — eine kräftige Sorte —“ Und dann, nach einigen mühsamen, röchelnden Atemzügen: „Wenn nur Herr Karstens — wenn er nur — zufrieden — zufrieden —“

Durch die hagere Gestalt ging jäh ein Recken und Dehnen, daß das wacklige Bettgestell in allen Fugen krachte. Die Augen des alten Wolter standen plötzlich weit offen; aber ihr Blick war von glasiger Starrheit, und mit einem unheimlichen, knackenden Geräusch fiel sein Unterkiefer herab.

„Großvater!“ rief Marianne noch einmal. Dann lag sie auf den Knien und preßte ihr Gesicht auf die dürre Hand, die nun endlich für immer zur Ruhe gekommen war.

Volcker beugte sich nieder, um mit sanftem Fingerdruck die Lider über die gebrochenen Augen herabzuziehen. Er wollte nicht, daß Marianne noch einmal diesen Totenblick sehen sollte, der wie eine stumme Anklage ins Weite gerichtet war. Dann wartete er in ehrfurchtsvollem Schweigen, bis sie sich erhob.

„Habe ich mich versündigt?“ flüsterte sie. „Vorhin — als ich wünschte — er hätte es schon überstanden?“

Volcker erschrak über den verstörten Ausdruck ihres Gesichts, über die Verzweiflung in ihrer Stimme und über die plötzliche Hagerkeit ihrer Wangen. „Fräulein Marianne — liebes Fräulein Marianne,“ redete er sie an.

Da schrie sie auf und wäre unfehlbar zu Boden gestürzt, wenn er sie nicht rasch mit beiden Armen umschlungen und gehalten hätte. Nun lag ihr Kopf an seiner Schulter, und sie weinte, daß ihr ganzer Körper bebte. Er aber sprach zu ihr, fast ohne zu wissen, was er sagte, ganz so wie man zu einem trostlosen Kinde spricht, das gar keiner anderen Beruhigung zugänglich ist als dem sänftigenden Klang einer liebevollen menschlichen Stimme.

„Fassen Sie Mut, Fräulein Marianne! Fürchten Sie nicht, daß Sie nun ganz allein und verlassen sein werden. Nein, das sollen Sie gewiß nicht sein. Wenn Sie meine Freundschaft nicht verschmähen wollen — meine aufrichtige, herzliche Freundschaft, so will ich Ihnen zur Seite stehen wie ein Bruder. Und Ihr Leben wird wieder hell werden. Glauben Sie mir doch; Sie sind ja noch so jung.“

Sie antwortete nicht. Und als er ihre Hand suchte, lagen die schmalen, feinen Finger eiskalt und ohne Druck in seiner Rechten. Dann aber, nach Verlauf von Minuten, hatte sie mit einem Male die Herrschaft über ihre Nerven zurückgewonnen. Mit einer beinahe heftigen Bewegung machte sie sich aus seinen Armen frei und strich sich mit der Hand, die sie ihm entzogen, über Stirn und Augen. „Ich danke Ihnen, Herr Volcker! Sie haben sich benommen wie ein guter Mensch. Ich danke

Ihnen, auch im Namen dieses Toten. Und nun gehen Sie in Ihr Zimmer, ich bitte Sie darum; Sie sehen ja, ich bin wieder ganz ruhig. Und ich bliebe jetzt gerne mit meinem Großvater allein."

Er machte noch einen schwachen Versuch, ihr auch für diese Totenwache seine Gesellschaft anzubieten. Aber er wußte im vorhinein, daß sie es nicht annehmen würde, und zog sich zurück.

In sein Bett freilich legte er sich nicht, sondern er setzte sich an das weit geöffnete Fenster. Schneidend kalt strömte die rauhe Luft der Spätherbstnacht über ihn hin. Er empfand sie als eine köstliche Erquickung und atmete in tiefen, durstigen Zügen ihre belebende Frische. Er saß noch dort, als über der grauen Häusermasse jenseits des Kanals der erste fahle Lichtschimmer des jungen Tages heraufdämmerte. Und die schöne, feierliche Stille, die draußen über der schlafenden Riesenstadt lag, war jetzt auch in seinem Herzen. Er hatte den Tod als Erlöser gesehen, und es war nichts in ihm zurückgeblieben von dem Grauen und Entsetzen, mit dem unsere Vorstellung einen Todeskampf umgibt.

„Zufrieden" war das letzte Wort des alten Wolter gewesen. Mochte auch der eigentliche Sinn, in dem der Sterbende es gesprochen hatte, ein anderer gewesen sein, für Reinhard Volcker blieb es der tröstliche und befreiende Ausklang eines armen, mühseligen Menschendaseins.

Nein, es war kein häßlicher, furchteinflößender Tod gewesen, den der alte Wolter gestorben war. Und getrost durfte seine Enkelin von der Bahre hinweg wieder in das Leben schreiten, von dem sie so viel zu fordern hatte, weil es ihr bisher beinahe alles schuldig geblieben war. Längst hatte Volcker in seines Herzens Stille ihr alles abgebeten, was er bisher über ihre unliebens-

würdige Herbheit gedacht. Und das Versprechen treuer, brüderlicher Freundschaft, das er ihr am Sterbebett ihres letzten Verwandten gegeben — er war fest und unerschütterlich entschlossen, es zu erfüllen.

„Geehrter Herr Volcker!

Von der Redaktion der ‚Neuen Abendzeitung' erfahre ich soeben Ihre Adresse. Es ist mir damit in liebenswürdiger Weise ein schon vor mehreren Tagen geäußerter Wunsch erfüllt worden. Ich habe Ihren Aufsatz: ‚Ideen zur Frage einer Bodenreform' mit wachsendem Anteil gelesen und würde mich freuen, Gelegenheit zu einem Meinungsaustausch über die von Ihnen entwickelten Gedanken zu finden. Denn Ihre Arbeit gilt der Lösung eines Problems, das auch mich schon seit Jahren beschäftigt und das mir im Laufe der Zeit zu einer wirklichen Herzenssache geworden ist. Wenn Zeit und Umstände Ihnen gestatten, mich zu besuchen, werden Sie mir damit ein aufrichtiges Vergnügen bereiten. Ich stehe Ihnen während der üblichen Geschäftstunden in meinem Kontor oder zu anderer Zeit in meiner oben angegebenen Privatwohnung immer gern zur Verfügung.

In großer Wertschätzung Ihr ergebener

Klemens Steinsdorff."

Das war der Inhalt des Briefes, den Reinhard Volcker auf seinem Tische gefunden hatte, als er am Morgen nach dem Tode des alten Wolter aus ungewöhnlich tiefem Schlummer erwachte. Bei Sonnenaufgang hatte er sich in seinen Kleidern auf das Sofa gelegt, fest entschlossen, nur ein halbes Stündchen zu ruhen. Aber er war dann doch fast auf der Stelle eingeschlafen und mußte es vollständig überhört haben,

daß Marianne sein Zimmer betreten hatte, um den mit der Frühpost eingelaufenen Brief zu übergeben.

Er war nicht so vollständig frei von Schriftstellereitelkeit, daß ihm die achtungsvoll höfliche, ja, beinahe herzliche Zuschrift dieses unbekannten Herrn Steinsdorff nicht ein sehr angenehmes Gefühl freudiger Genugtuung erweckt hätte. Und wenn er auch der Freundlichkeit des nach Doktor Gressers Andeutungen so hochmögenden und angesehenen Mannes keine übergroße Bedeutung beilegte, war er doch sogleich entschlossen, der Einladung Folge zu leisten. Zunächst aber galt es, die selbstverständlichen Pflichten zu erfüllen, die seine junge Freundschaft ihm auferlegte. Als nach einer kleinen Weile Marianne an seine Zimmertür klopfte, um zu fragen, ob sie ihm jetzt das Frühstück bringen dürfe, empfing er sie mit der Bitte, ihm zu sagen, auf welche Art er ihr am besten dienen könne.

„Sie müssen unbedingt ganz über mich verfügen, wenn Sie mir nicht sehr weh tun wollen. Ich verlange es als einen Beweis Ihrer Freundschaft und Ihres Vertrauens."

Sie hatte die erschütternden Eindrücke der letzten Nacht offenbar schon überwunden, wenn sie auch in ihrem schlichten schwarzen Kleide noch um einiges blasser und schmächtiger aussah als sonst. Freundlich reichte sie ihm die Hand. „Ich weiß sehr gut, Herr Volcker, daß es Ihnen Ernst damit ist und daß ich mich im Notfall auf Sie verlassen kann. Aber im Augenblick habe ich wirklich keine Möglichkeit, Ihre Hilfsbereitschaft auf die Probe zu stellen. Was nötig war, ist bereits geschehen; ich habe ja einige Erfahrung in diesen Dingen. Im Laufe des Tages wird die irdische Hülle des Großvaters in die Leichenhalle des Friedhofes

übergeführt werden. Dann gibt es bis zu seiner Beerdigung nichts mehr für ihn zu tun."

„Aber ich weiß doch, wie viele Laufereien und Besorgungen mit einem Sterbefall verbunden sind: das Standesamt — die Leichenfrau — der Sarg —"

„Sie vergessen, daß es schon zehn Uhr ist. Die letzten zwei Stunden waren mehr als hinreichend, um alles zu erledigen."

„Und Sie haben mich hier schlafen lassen, während Sie nach der durchwachten Nacht vielleicht von einem Ende der Stadt zum anderen laufen mußten. Das war nicht recht. Und ich mache mir die bittersten Vorwürfe."

„Was sehr überflüssig ist. Es wäre gar keine Wohltat für mich gewesen, wenn ich hier hätte untätig sitzen müssen. Herr Marx hat mir auf die telephonische Mitteilung von dem Todesfall großmütig einen dreitägigen Urlaub bewilligt."

„Wollen Sie mir eine Frage gestatten, Fräulein Marianne? Ich darf Sie doch so nennen — nicht wahr?"

Sie war mit dem Ordnen des Frühstücksgeschirrs beschäftigt und blickte nicht auf. „Wenn es Ihnen so angenehmer ist — gewiß. Aber was wollten Sie mich fragen?"

„Liegt für Sie denn wirklich ein unausweichlicher Zwang vor, für diesen Herrn Marx zu arbeiten?"

„Ja. Wenn es anders wäre, täte ich es gewiß nicht."

„Aber es gibt doch viele Stellungen. Der Mann ist so widerwärtig. Und Sie selbst nannten ihn gestern einen Schurken."

„Tat ich das? Nun, dann wird er es wohl sein — wenigstens in meinen Augen. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß ich noch auf lange hinaus mit

unzerreißbaren Fesseln in seinen Dienst geschmiedet bin."

„Ja, weshalb denn nur? Wenn die Tätigkeit Ihnen doch keine Befriedigung gewährt?"

„Befriedigung? Hundertmal an jedem Tage bin ich in Versuchung, ihm alles vor die Füße zu werfen und ihm meine Verachtung ins Gesicht zu schreien. Ich kann seinen Anblick nicht ertragen, und der Klang seiner Stimme macht meine Nerven zucken. Aber ist das vielleicht ein Grund, die bestbezahlte Stellung aufzugeben, die ein Mädchen von meinen geringen Fähigkeiten erlangen kann?"

„Ja. Denn keine Bezahlung kann das Opfer aufwiegen, das Sie da immer aufs neue bringen müssen."

„So mögen Sie sprechen. Und wohl Ihnen, daß Sie so sprechen dürfen. Ach, ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich Sie um diese köstliche Freiheit beneidet habe — in jener Stunde, wo Sie sich so mannhaft gegen eine unwürdige Zumutung auflehnten. Und wie dankbar ich Ihnen gleichzeitig dafür war. Wenn man täglich sehen muß, wie bereitwillig und wie kläglich alle sich vor jenem Menschen erniedrigen, nur um des Goldes willen, mit dem er sie lockt und knechtet, dann möchte man wahrlich die Hand küssen, die ihn ins Gesicht schlägt."

„Und mit solcher Gesinnung wollen Sie die schmachvollen Ketten noch länger tragen? Nein, das sollen Sie nicht. Ich nehme es auf mich, eine bessere Tätigkeit für Sie zu finden."

„Bemühen Sie sich nicht. Ich bin die Sklavin des Herrn Heinrich Marx geworden, weil es für mich das einzige Mittel war, einer anderen Sklaverei zu entrinnen. Weshalb sollte ich ein Geheimnis daraus machen, daß

ich verschuldet bin und viel Geld verdienen muß, um wenigstens nach und nach meinen Gläubigern gerecht zu werden. Nun verstehen Sie es vielleicht besser, warum ich nicht daran denken kann, meinen Posten aufzugeben."

Bestürzt und zweifelnd sah er sie an. „Verschuldet? Sie, Fräulein Marianne? Bei der Anspruchslosigkeit Ihrer Lebensführung?"

„Es handelt sich nicht um Verbindlichkeiten, die ich selbst eingegangen bin. Die Erbschaften, die den Kindern von ihren Eltern zufallen, sind eben verschieden. Und ich muß mich mit der meinigen abfinden, so gut ich kann."

„Ist es das, was auf Ihnen lastet? Aber so sehr groß können die Verbindlichkeiten doch unmöglich sein."

„Die ältesten von ihnen schleppen sich schon durch eine lange Reihe von Jahren, und sie haben während der letzten Krankheit meines Vaters immer neuen Zuwachs erhalten. Auf solche Art wird zuletzt auch aus wenigem viel."

„Und Sie sind in der Tat verpflichtet, diese Schulden zu zahlen?"

„Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch — nein. Wohl aber nach dem Gesetz, das es jedem Kinde zur heiligen Pflicht macht, die Ehre seiner Erzeuger als ein heiliges Vermächtnis zu hüten. Und nun wollen wir nicht weiter davon sprechen, nicht wahr?"

„Nicht in diesem Augenblick — wenn Sie es so wünschen. Aber ich habe mir's nun einmal in den Kopf gesetzt, Sie von Herrn Heinrich Marx loszumachen. Und Sie geben mir, wie ich hoffe, das Recht, nach einem geeigneten Mittel zu suchen."

„Zürnen Sie mir nicht, wenn ich nein sage. Ich

weiß Ihre gute Absicht zu schätzen. Aber mein Leben bestimme ich mir schon lieber selbst."

„Das ist eine recht harte Zurückweisung, Fräulein Marianne!"

„Aber eine notwendige, wenn wir wirklich Freunde werden sollen. Hätte ich jetzt ja gesagt, so würden Sie mir vielleicht eines Tages angeboten haben, meine Schulden zu bezahlen, damit ich von meinen Ketten frei würde. Und dann wäre es schon zu Ende gewesen mit unserer Freundschaft."

Es klingelte, und sie mußte hinaus, um mit dem Abgesandten des Beerdigungsinstituts zu verhandeln. Mit einem Gefühl der Enttäuschung blieb Volcker zurück. Nachdem sie sich in dieser Nacht wie schutzsuchend an seine Schulter gelehnt hatte, war er der Meinung gewesen, bereits ihr ganzes Vertrauen gewonnen zu haben. Und nun hatte er erkennen müssen, daß er in Wahrheit noch durch eine breite Kluft argwöhnischer Scheu von ihr getrennt war. Eine andere Deutung wenigstens wußte seine seelenunkundige Jugend für die befremdliche Schroffheit ihrer Ablehnung nicht zu finden.

Weil es ihm so als ein Gebot der Höflichkeit erschien, machte er sich noch am gleichen Nachmittag auf den Weg zu dem Geschäftshause der Firma Steinsdorff. Er zweifelte nicht, daß der Kommerzienrat sich von seiner Persönlichkeit eine Vorstellung machte, die durch die gewünschte Aussprache sehr stark herabgestimmt werden würde; als ein unerzogener und undankbarer Mensch aber wollte er ihm jedenfalls nicht erscheinen. Wenn es ihn schon überrascht hatte zu sehen, daß der Betrieb der Verlagsbuchhandlung ein ganzes und noch dazu recht weitläufiges Gebäude beanspruchte, so wuchs sein

achtungsvolles Erstaunen bei jedem Schritt, den er durch das Innere dieses stattlichen Hauses tat. Er wunderte sich darüber, daß ein Unternehmen dieser Art eine so gewaltige Zahl männlicher und weiblicher Angestellter beschäftigen konnte, und beim Betreten des großen Hauptkontors mit seiner langen Reihe viersitziger Doppelpulte wurde ihm schier beklommen zumute.

Er nannte einem Herrn, der höflich nach seinen Wünschen fragte, seinen Namen und sein Begehr und wurde ersucht, in einem als Empfangszimmer ausgestatteten Raume auf Bescheid zu warten. Nach wenig Minuten schon erschien ein anderer Angestellter von ebenso verbindlichen Formen. „Der Herr Kommerzienrat hat Auftrag gegeben, Sie um Ihren Besuch in seiner Privatwohnung zu bitten. Darf ich Sie in die Villa hinübergeleiten lassen, Herr Volcker?"

Ein geschlossener Verbindungsgang, der mit Blattgewächsen geschmückt war und dessen Fußboden ein dicker Teppich bedeckte, führte aus dem ersten Stock des Geschäftshauses über eine breite Durchfahrt hinweg in das Nachbargebäude, dessen reiche und reizvolle Architektur Volckers für jede Schönheit empfängliches Auge schon von der Straße her bewundert hatte. Wieder wurde er zu kurzem Warten in einem Vorraum aufgefordert; dann öffnete sich ihm die Tür eines großen, vornehm ausgestatteten Gemaches.

„Der Herr Kommerzienrat läßt für wenige Minuten um Entschuldigung bitten," sagte das wohlgeschulte Hausmädchen. „Er hat augenblicklich noch einen Besuch. Wollen Sie, bitte, inzwischen Platz nehmen."

Volcker brauchte sich nur umzuschauen, um gewiß

zu sein, daß hier großer Reichtum in den rechten Händen war. Insoweit wenigstens, als die unverkennbaren Merkmale feinen Kunstsinns und edlen, geläuterten Geschmacks solchen Schluß zuließen. Eine Schiebetür, die in ihrer ganzen Breite geöffnet war, gestattete von dem Platze aus, auf dem Volcker sich niedergelassen hatte, den Durchblick in ein zweites, als Speisezimmer eingerichtetes Gemach von noch beträchtlicheren Ausmaßen. Die Bilder, die dort die Wände schmückten, konnten nur von auserwählten Meistern stammen. Es war gewiß nicht Neid, was sich inmitten dieses von einem Hauch wahrer Behaglichkeit veredelten Aufwandes im Herzen des jungen Besuchers regte. Heimlichen Wünschen aber und halb uneingestandenem Sehnen konnte er nicht Schweigen gebieten. Er sah das Glück nicht in dem Besitz irdischer Reichtümer, und sein Streben war auf andere Ziele gerichtet als auf verschwenderisches Wohlleben und üppiges Genießen. Wenn er sich hochfliegenden Träumen hingab, so waren sie durchstrahlt von dem Glanze eines über die Grenzen kurzen Erdendaseins hinausleuchtenden Ruhmes. Aber seine Seele war voll heißen Schönheitsdurstes, und er hatte hier von neuem den Beweis, daß die meisten der Quellen, aus denen dieser Durst sich in vollen Zügen stillen kann, ihren Ursprung auf den fruchtbaren Gefilden des Reichtums haben. Ja, auch er wünschte sich, reich zu sein, und er dachte nicht ohne leise Wehmut an die Mahnung des lebensklugen, wohlwollenden Redakteurs, der ihm geraten hatte, vor sein Lebenswerk und vor seine Lebenshoffnungen das Motto zu setzen: Lerne entsagen!

Ein heller, lieblicher Klang schwang sich in seine nachdenkliche Stimmung: übermütiges, perlendes Lachen aus junger, vielleicht noch kindlicher Kehle. Und dann

stürmte durch eine Tür am entgegengesetzten Ende des Speisezimmers etwas Rasches, Lebendiges in das seinen Blicken freigegebene Gemach.

„Nein — nein — nein! So war es nicht gemeint. Und wenn du jetzt nicht Ruhe gibst, schrei' ich um Hilfe!"

Die Drohung klang zu fröhlich, als daß der, dem sie galt, auch nur für einen Augenblick an ihre Ernsthaftigkeit hätte glauben können. Die aber, die sie ausgesprochen hatte, war wirklich noch ein Kind. Oder doch ein junges Mädchen an der Grenze des Kindesalters. Ihr Kleidchen reichte nur bis zu den schmalen Knöcheln, und das dunkle Haar hing ihr als ein dicker Mozartzopf in den Nacken. Die Anwesenheit eines Fremden im offenen Nebengemach ahnte sie ersichtlich ebensowenig wie der junge Offizier, der ihr gefolgt war. Um den mächtigen Tisch herum ging es in wilder Jagd. Obwohl Volcker sich erhoben hatte und in voller, stattlicher Lebensgröße neben seinem Sessel stand, waren die beiden nebenan doch viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie ihn bemerkt hätten.

„Nein, Bruno, du mußt jetzt vernünftig sein!" rief die Kleine, mehr außer Atem gebracht durch ihr immer wieder aufklingendes Lachen als durch die flinken Bewegungen ihres eidechsenhaft geschmeidigen Körpers. „Es war doch nur ein Spaß."

„In so ernsthaften Sachen verstehe ich keinen Spaß," erklärte der Offizier, der die lichtblaue Uniform eines Dragonerleutnants trug. „Hast du nicht dein Ehrenwort darauf gegeben?"

„Und hast du mir nicht neulich gesagt, kleine Mädchen hätten überhaupt kein Ehrenwort? Bah! Das hast du jetzt von deiner Überhebung."

„So etwas kann ich unmöglich gesagt haben. Ich

bestreite es ganz entschieden. Und im übrigen lasse ich keine faulen Ausflüchte gelten. Mit oder ohne rechtsgültiges Ehrenwort: ein Versprechen ist ein Versprechen."

Wieder hatte sie ihm mit einer raschen Wendung entschlüpfen wollen. Diesmal aber war er geschickter gewesen als sie, und nun hielt er sie trotz ihres Sträubens an beiden Handgelenken fest.

„Laß mich los, Bruno — ich sag' dir's im guten. Wenn es durchaus sein muß, will ich's ja tun. Aber nur im Beisein von Mama oder Papa."

„Davon war bei der Abmachung nicht die Rede. Und dann hat es nur noch den halben Wert."

„So? Nun, wenn es dann keinen Wert mehr hat, kannst du ja leicht ganz darauf verzichten. Unter vier Augen lass' ich mich jedenfalls nicht von einem Leutnant küssen — und wenn er auch bloß mein Vetter ist."

„Was für sonderbare Verhandlungen sind das, Traute? Es schien mir wahrhaftig, als ob hier von Küssen gesprochen würde."

In der Tür gegenüber stand ein Mann, von dem Volcker sogleich wußte, daß es nur der Kommerzienrat Steinsdorff sein konnte. Wäre es auch nur deshalb gewesen, weil seine äußere Erscheinung so vollkommen mit dieser Umgebung übereinstimmte und weil er meinte, sich den Herrn dieses Hauses genau so vorgestellt zu haben, wie er ihn jetzt vor sich sah: groß und stattlich, von schönem Ebenmaß der Gestalt, mit einem prachtvollen, graulockigen Kopfe und einem Gesicht, das zugleich gütig und gebieterisch anmutete.

Seine Frage hatte einen mehr heiteren als zornigen Klang gehabt, und wenn auch der junge Offizier die Handgelenke des Mädchens freigab, machten die Er-

tappten doch ganz und gar nicht den Eindruck von schuldbewußten armen Sündern.

„Nun sag's dem Onkel, Traute, was du mir schuldig bist. Er soll entscheiden."

„Ich habe Bruno einen Kuß versprochen, Papa, wenn er im Jagdrennen die ‚Céline' des Grafen Egloffstein zum Sieg steuern würde. Das ist alles."

„Nun? Und hat er die Bedingung erfüllt?"

„Leider — ja. Wenn ich's für möglich gehalten hätte, wäre ich natürlich nicht so dumm gewesen."

„Dann wird dir wohl nichts anderes übrigbleiben, als dein Wort einzulösen. Aber laß dir's in Zukunft eine Warnung sein und wähle deine Rennpreise etwas vorsichtiger, mein Kind!"

Mit einer allerliebsten Schmollmiene drehte das Mädchen den Kopf zur Seite und bot dem Dragoner ihre Wange. „Nun also. Aber schnell — bitte! Und vergessen werde ich dir's gewiß nicht, daß du so wenig ritterlich gewesen bist."

Der Leutnant beugte sich herab und küßte sie leicht. Dann schlug er die Hacken zusammen und verbeugte sich förmlich. „Heißen Dank, gnädigste Cousine! Ich bin für meinen kleinen Rennsieg königlich belohnt."

Traute zog ihm ein Gesicht. In diesem Augenblick wurde sie des Fremden im Nebenzimmer ansichtig, und ihre Wangen waren im Nu wie mit Blut übergossen. „Oh — auch das noch!" fuhr es ihr halblaut heraus. „Nein, nun verzeih' ich dir überhaupt nie!"

Volcker hatte den erschrockenen Blick ihrer braunen Augen aufgefangen, und er fand, daß sie sehr reizend war in ihrer kindlichen Beschämung und Verwirrung. Zu weiteren Betrachtungen ließ sie ihm keine Zeit;

flink war sie aus dem Zimmer. Der Herr des Hauses aber trat durch die Türöffnung auf Reinhard zu.

„Herr Volcker — nicht wahr? Mein Name ist Steinsdorff. Entschuldigen Sie, daß ich genötigt war, Sie warten zu lassen. Seien Sie mir herzlich willkommen!“

Er reichte ihm die Hand, und eine kurze Vorstellung belehrte Volcker, daß der Dragonerleutnant Bruno v. Heldringen der Neffe des Kommerzienrats war. Zu einer näheren Bekanntschaft kam es nicht. Denn mit der höflichen Bemerkung, daß er nicht stören wolle, zog sich der Offizier zurück. Aber Volcker hatte von ihm doch so viel gesehen, daß er ein hübscher junger Mann mit rassigen und angenehmen Gesichtszügen war. Ein Gedanke, wie schön sich's mit diesen liebenswürdigen, vornehmen Menschen leben lassen müsse, ging ihm durch den Sinn. Und die Befangenheit, die sonst bei einer ersten Begegnung mit Fremden leicht über ihn kam, blieb ihm diesmal ganz fern.

„Sie hatten die Freundlichkeit, mich zu einem Besuche aufzufordern, Herr Kommerzienrat —“

„Ja. Weil es mich verlangte, einen jungen Gesinnungsgenossen kennen zu lernen. Ihr Aufsatz war mir aus der Seele geschrieben. Auch mir erscheint es als ein großes und herrliches Ziel, daß jedem deutschen Manne, jeder deutschen Familie eine Heimstätte im eigentlichen Sinne des Wortes auf deutscher Erde bereitet werde. Und ich begrüße jeden ehrlichen Mitkämpfer um die Erreichung dieses Zieles als einen guten Kameraden. Lassen Sie uns in mein Arbeitszimmer hinübergehen, Herr Volcker! Denn ich möchte recht in Behagen und Gemächlichkeit mit Ihnen plaudern.“

Marianne Langerhans hatte nicht die reine Wahrheit gesprochen, als sie Volcker versicherte, daß sie alle die traurigen Obliegenheiten, die ein Todesfall mit sich bringt, schon erfüllt habe. Während des ganzen Tages noch war sie durch diese freudlosen Besorgungen in Anspruch genommen worden, und eine tiefe Müdigkeit lastete ihr in Kopf und Gliedern, als sie endlich um die Abendzeit wieder in dem Stübchen neben Volckers Zimmer saß. Den armen erlösten Leib des alten Wolter hatte man in der Friedhofshalle aufgebahrt, und sie war wieder so allein wie nach ihres Vaters Tode. Aber sie weinte nicht, sondern starrte mit trockenen Augen vor sich hin ins Leere. Vielleicht verfolgte sie in ihren Gedanken den trostlosen Dornenweg, den sie nun weitergehen mußte, ohne daß ihr das Bewußtsein, einem anderen Menschen Stab und Stütze zu sein, den Schmerz der wunden Füße linderte. Vielleicht auch kämpfte sie trotzig gegen die trügerisch schmeichelnde Stimme, die immer wieder in einem Winkel ihres Herzens laut werden und ihr ein Märchen vom Glück erzählen wollte.

„Ihr Leben wird wieder hell werden," hatte Reinhard Volcker gesagt. „Glauben Sie mir doch! Sie sind ja noch so jung."

Aber sie wollte nicht daran glauben, weil sie nicht daran glauben durfte. War sie denn nicht ohnehin elend genug? Sollte sie ihr armes Leben noch ärmer machen, indem sie Hoffnungen aufkeimen ließ, von denen sie doch mit voller Bestimmtheit wußte, daß ihnen niemals ein Tag der Blüte beschieden war?

Nein, nur keine neuen Enttäuschungen, kein neues Trümmerfeld zerstörter Träume! Noch hatte sie die Macht, diese gefährlichen Regungen im ersten Aufkeimen zu ersticken. Und es war ihr fester Entschluß,

sich der vermeintlichen Macht zu bedienen. Eine kleine Zufallsfügung erst mußte sie daran erinnern, daß sie ein Weib war wie alle anderen und trotz all ihrer herben Vorsätze nicht stärker als irgendeine ihres Geschlechtes.

Es klingelte, und der Briefträger übergab ihr eine an Doktor Volcker gerichtete Postkarte. Marianne hatte nicht die Absicht, sie zu lesen. Aber sie konnte ihre Augen nicht verschließen, und das Bild auf der Rückseite der Karte war zu groß und zu aufdringlich, als daß sie es nicht hätte sehen müssen. Ein halber, flüchtiger Blick hatte genügt, um sie in der dargestellten weiblichen Gestalt die Tänzerin Reta Martiny erkennen zu lassen. Die Aufnahme war noch kühner und herausfordernder als die auf Volckers Schreibtisch. Etwas wie Verachtung und Widerwille war in der Bewegung, mit der Marianne die Karte auf den Tisch im Zimmer ihres noch nicht heimgekehrten Mieters warf. Dann wollte sie wieder hinausgehen, aber ihr Schritt stockte, noch ehe sie die Tür erreicht hatte. Und eine halbe Minute später stand sie wieder am Tische. Zögernd tastete ihre Hand in der Dunkelheit nach dem kleinen Blatte. Sie hielt es zwischen den Fingern, als sie wieder in ihrem Stübchen stand, und sie unterlag der Versuchung. Auf der für die Mitteilungen vorbehaltenen Hälfte der Vorderseite las sie in einer sehr ungleichmäßigen, kritzeligen Handschrift:

„Lieber Herr Reinhard! Warum kommen Sie nicht ins ‚Alhambra'? Ich gucke mir jeden Abend vergebens nach Ihnen die Augen aus. Bin Ihnen wirklich ganz bös. Muß Ihnen doch auch für die Rezension danken. Habe mich riesig gefreut; sie war sehr schön. Sie dürfen sich auch was dafür ausbitten. Aber nicht zu unbescheiden — gelt? Herzlich grüßend Ihre Reta."

Marianne ließ die Hand sinken. Eine flüchtige, rasch verschwindende Röte ging über ihr Gesicht. In jähem Erschrecken fuhr sie zusammen, als draußen in der Wohnungstür ein Schlüssel knirschte. Sie hatte nur eben noch Zeit genug, die Karte wieder in Volckers Zimmer zu tragen. Schwer atmend lauschte sie auf den Schritt des Heimkehrenden. Sie hörte, wie er die Lampe anzündete. Dann war es eine Weile still. Jetzt las er vermutlich die verheißungsvollen Worte, mit denen die schöne Tänzerin ihn zu sich rief. Und nun fing er an, in seinem Zimmer auf und nieder zu gehen. Ein paar Minuten nur; dann klopfte er an die Verbindungstür, und mit beinahe tonloser Stimme rief Marianne: „Herein!"

„Ich störe doch hoffentlich nicht? Guten Abend, Fräulein Marianne! Es hätte mir keine Ruhe gelassen; ich mußte Gewißheit darüber haben, wie es Ihnen geht."

Sie sah auf der Stelle, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war, daß er sich in einer freudigen Erregung befand, obwohl er sichtlich bemüht war, es vor ihr zu verbergen. Und da sie Reta Martinys Karte gelesen hatte, schien es ihr nicht schwer, die Ursache zu erraten. Aber sie zwang sich zu derselben ruhigen Freundlichkeit, die sie ihm von Anfang an gezeigt hatte. „Dank für die Nachfrage, Herr Volcker. Es geht mir, wie Sie sehen, ganz gut."

„Ihr Aussehen gibt mir eigentlich eine andere Antwort. Um des Himmels willen dürfen nicht am Ende auch Sie noch krank werden. Sie müssen feierlich versprechen, daß Sie mir das nicht antun."

„Es ist auch nicht meine Absicht. Unsereins kann sich das Kranksein nur gestatten, wenn es gar nicht

mehr anders geht. Und jetzt dürfte ich schon gar nicht daran denken. Ich würde mir die Gnade des Herrn Marx damit für immer verscherzen; denn er steckt gerade jetzt in den wichtigsten Geschäften, und es mag ihm sauer genug geworden sein, mir den Urlaub zu bewilligen."

Volcker machte eine wegwerfende Geste, deren Bedeutung sie nicht verstand. „Oh, was die Gnade des Herrn Marx betrifft, so hoffe ich, daß Sie nicht allzulange mehr auf sie angewiesen sein werden. Es ist freilich noch zu früh, um darüber zu sprechen, aber eine Neuigkeit habe ich doch. Vorausgesetzt, daß Sie etwas über eine große Veränderung in meinem Leben erfahren wollen."

„Gewiß — das möchte ich gerne. Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Volcker?"

„Ja, wenn Sie erlauben. Denn mit zwei oder drei Worten läßt es sich kaum abtun. Ich habe wieder eine Anstellung bekommen, Fräulein Marianne."

„Ah — meinen Glückwunsch! Und wieder bei einer Zeitung?"

„Nein. In einem Verlagsgeschäft. Ganz genau umschrieben sind übrigens die Grenzen meiner neuen Tätigkeit noch nicht. Zunächst muß ich mich wohl gewissermaßen als Lehrling betrachten, wie es bei meiner Unwissenheit in allen geschäftlichen Dingen ja auch selbstverständlich ist. Aber ich hoffe, es wird eine angenehme und ersprießliche Lehrzeit werden."

So war dies die Ursache seiner freudigen Stimmung? Sie schalt sich eine Törin, und doch konnte sie sich nicht darüber täuschen, daß ihr eine Last vom Herzen gefallen war. „Und das ist so plötzlich gekommen?" fragte sie teilnehmend. „Oder hatten Sie sich schon früher darum beworben?"

„Es kam wie vom Himmel gefallen und ist mir noch wie ein Traum. Daß ich eigentlich alles der ‚Neuen Abendzeitung‘ und Herrn Doktor Gresser zu verdanken habe, ist die komische Seite der Sache. Denn daß mir gerade von daher etwas Gutes käme, hätte ich sicher nie erwartet.“

Er begann zu erzählen. Als er von dem Briefe des Kommerzienrats sprach, unterbrach ihn Marianne. „Ich verstehe die Aufforderung des Herrn sehr gut. Auch mir hat Ihr Aufsatz einen tiefen Eindruck hinterlassen, und ich hatte mich doch noch nie mit solchen Fragen beschäftigt.“

„Sie haben ihn gelesen und mir gar nichts davon gesagt?“

„Warum sollte ich? Für so einfältige und unwissende Personen, wie ich eine bin, hatten Sie ihn doch wohl nicht geschrieben. Und was konnte Ihnen an meinem Urteil gelegen sein?“

„Es ist nicht recht, daß Sie sich so unterschätzen. Sie sind weder einfältig noch unwissend. Und ich glaube, daß ich in mancher Hinsicht von Ihnen lernen könnte.“

„Ach nein! Was ich Sie zu lehren vermöchte, würde Ihnen schwerlich zum Heil gereichen. Aber Sie wollten ja erzählen.“

„Also: ich bin heute bei Herrn Klemens Steinsdorff gewesen, und ich habe in ihm den verehrungswürdigsten Menschen kennen gelernt, der mir bis heute auf meinem Lebenswege begegnet ist.“

„Bei einem ersten Besuch schon sind Sie dessen inne geworden? Ist das nicht etwas rasch?“

„Sie fragten das nicht, wenn Sie ihm gegenüber gesessen hätten wie ich. Ich weiß nicht, ob er ein genialer Geschäftsmann ist, ob er sich Verdienste um die Förde-

rung der deutschen Literatur erworben hat oder dergleichen. Ich habe ihn nur als den warmherzigen Menschenfreund gesehen. Und als den warmherzigen nicht nur, sondern auch als den zielbewußten und opferwilligen. Die Wohnhauskolonie, die er für die Arbeiter und Angestellten seiner großen Papierfabrik geschaffen und für die er Hunderttausende aufgewendet hat, bedeutet eine gewaltige soziale Tat. Wir kämen einem versöhnenden Ausgleich der Klassengegensätze sehr bald nahe, wenn es unter den Arbeitgebern viele seinesgleichen gäbe."

„Es ist ja sehr schön, daß Sie an einen solchen Mann gekommen sind. Sie werden also künftig sein Mitarbeiter sein?"

„Ich hoffe es eines Tages zu werden. Vorderhand soll ich mich mit dem Geschäftsbetriebe einer großen Verlagsbuchhandlung vertraut machen."

„Ein Buchhändler also wollen Sie werden? Aber liegt das nicht ein wenig abseits von den Zielen, die Sie sich bisher gesteckt hatten?"

„Diese Empfindung hatte auch ich im ersten Augenblick. Aber ich habe gelernt, es anders anzusehen, und es ist außerdem keineswegs gewiß, daß ich tatsächlich Buchhändler werde. Der Kommerzienrat trägt sich mit der Absicht, zur Förderung seines Lieblingsgedankens eine Zeitschrift ins Leben zu rufen, und es ist nicht unmöglich, daß ich einen Platz in der Redaktion dieser Zeitschrift erhalte. Aber das ist vorerst nur Zukunftsmusik, und er hat mir in dieser Hinsicht keine festen Versprechungen gemacht. Sicher ist nur, daß ich von Anfang an ein sehr hübsches Gehalt beziehe und neben meiner Tätigkeit im Hause Steinsdorff genug freie Zeit behalte, um meine Doktorarbeit zu vollenden und die

Lücken meines Wissens durch weiteres Studium auszufüllen. Ist das nicht großartig, Fräulein Marianne?"

„Ich hätte mir nichts Schöneres für Sie denken können, und ich beglückwünsche Sie noch einmal von ganzem Herzen."

„Ja, ich bin sehr froh. Über die Bekanntschaft mit Klemens Steinsdorff vielleicht noch mehr als über die guten Aussichten für meine Zukunft. Und am frohesten bin ich vielleicht über etwas, wovon ich leider noch nicht sprechen darf, weil es erst in den nächsten Tagen zur Entscheidung kommen soll. Fällt diese Entscheidung so, wie ich es wünsche und hoffe, dann werden Sie mir's auch nachträglich verzeihen, daß ich meine glückliche Stimmung jetzt so offen an den Tag lege."

„Was wäre da zu verzeihen? Viel eher werde ich auf Ihre Nachsicht rechnen müssen, Herr Volcker, denn ich bin leider gezwungen, Ihnen eine große Unbequemlichkeit zu verursachen."

„Eine Unbequemlichkeit? Wieso?"

„Ich muß Ihnen Ihr Zimmer aufkündigen und Sie bitten, möglichst schon an einem der allernächsten Tage auszuziehen."

Volckers bestürzte Miene verriet, wie wenig er gerade darauf vorbereitet gewesen war. „Aber weshalb denn, Fräulein Marianne? Bin ich Ihnen so lästig?"

„Davon ist keine Rede. Aber ich stehe jetzt ganz allein. Und wie ich selbst auch immer über meine sogenannte Jugend denken mag — in den Augen der Leute bin ich doch ein zwanzigjähriges Mädchen. Man fände es vermutlich sehr unpassend, wenn ich weiterhin noch an junge Herren vermietete. Und ich bin nicht so reich, daß ich eines meiner wenigen Besitztümer, meinen guten Ruf nämlich, leichtfertig verschleudern dürfte."

Er sah noch immer sehr niedergeschlagen aus; aber er erhob den Widerspruch nicht, auf den sie vielleicht trotz alledem gehofft hatte.

„Nein, nein, das dürfen Sie freilich nicht. Verzeihen Sie, daß ich in meiner selbstsüchtigen Hoffnung auf ein recht herzliches, kameradschaftliches Zusammenleben daran gar nicht gedacht hatte. Aber es ist betrübend für mich — sehr betrübend. Ich habe mich hier so wohl gefühlt. Das Zimmer war mir in den wenigen Tagen schon zu einem wirklichen Heim geworden."

„Sie werden leicht ein behaglicheres finden; es gibt so unendlich viele."

„Ja, ja, irgendwo werde ich schon unterschlüpfen. Aber Sie, Fräulein Marianne? Wie wollen Sie sich denn nun einrichten?"

„So, wie ich es getan hätte, wenn nicht der Großvater gekommen wäre. Ich werde morgen den Hausherrn bitten, mich vor der Zeit aus meinem Mietvertrage zu entlassen, werde den überflüssigen Teil meiner Habseligkeiten verkaufen und mir mit dem Rest irgendein billiges leeres Stübchen einrichten. So gewöhnt man sich am besten und am schmerzlosesten in sein Altjungferndasein hinein."

Es kam Volcker gar nicht in den Sinn, daß er schon aus Höflichkeit dieser letzten Wendung hätte widersprechen müssen. Daß sie nicht mehr damit rechnete, sich zu verheiraten, schien ihm ganz selbstverständlich. Wenn er sie am Sterbelager des alten Wolter damit getröstet hatte, daß auch ihr Leben wieder hell werden würde, so war es gewiß nicht der Sonnenschein beglückter und beglückender Liebe gewesen, an den er dabei als an den Spender dieser Helligkeit gedacht hatte. Als einen guten und zuverlässigen Kameraden konnte er

sich Marianne Langerhans recht wohl vorstellen, als eine zärtliche Braut oder als ein verliebtes junges Weib nimmermehr. „Aber fürchten Sie nicht, daß das ein gar zu einsames Leben werden könnte?“ fragte er nur. „Man braucht doch Gesellschaft, Zerstreuung, Anregung —“

„Nein, von alledem brauche ich nichts.“

„Nun, so braucht man zum wenigsten irgendeines Menschen Freundschaft. Und die müssen Sie sich gefallen lassen, selbst wenn ich genötigt sein sollte, sie Ihnen gegen Ihren Willen aufzudrängen. Das Schicksal hat uns gewiß nicht ohne besondere Absicht unter so eigenartigen Umständen zusammengeführt.“

Marianne lächelte. „Und welche Absicht sollte es wohl Ihrer Meinung nach dabei verfolgt haben?“

„Das weiß ich nicht. Jedenfalls aber hat es nicht gewollt, daß wir einander gleich wieder verlieren sollen. Und ehe Sie mir nicht erklärt haben, daß ich Ihnen lästig und widerwärtig bin, eher werde ich den Versuch nicht aufgeben, mir Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft zu gewinnen.“

„Soviel ich von beidem zu vergeben habe, so viel haben Sie davon schon jetzt. Überschwenglichkeiten darf man von mir eben nicht erwarten. Da, wo es für einen von uns von Nutzen sein kann, werden wir einander schon zu finden wissen, Herr Volcker.“

„Das hoffe ich. Nur daß ich so gerne schon jetzt einen kleinen Beweis unserer Freundschaft gegeben oder empfangen hätte.“

Sie schaute ein paar Sekunden lang stumm vor sich hin. Dann fragte sie rasch: „Ist es Ihnen wirklich Ernst mit diesem Wunsch?“

„Sie kränken mich, wenn Sie daran zweifeln.“

„Nun gut, ich nehme Sie beim Wort. Setzen Sie Ihre Beziehungen zu dieser Tänzerin nicht fort! Da haben Sie den ersten Beweis meiner Freundschaft."

„Ah, das ist — das ist etwas überraschend, Fräulein Marianne! Ich weiß nicht, wie Sie sich meine Beziehungen zu Reta Martiny vorstellen. In Wahrheit sind nämlich gar keine vorhanden."

„Sie hat doch geschrieben, daß sie sich nach Ihnen sehnt — daß Sie sie aufsuchen sollen. Ja, sehen Sie mich nur schmerzlich erstaunt an. Ich bin nicht besser als andere Vermieterinnen und pflege die Briefe und Postkarten meiner Zimmerherren zu lesen, wenn sie offen herumliegen."

Volcker schämte sich, ihr sein Befremden gezeigt zu haben. Mit gesteigerter Herzlichkeit sagte er: „Daß ich das nicht ernst nehme, wissen Sie sehr gut. Wenn Sie die an mich gerichtete Karte gelesen haben, taten Sie es mit dem Recht der Freundschaft, und es bedarf keiner Entschuldigung. Was aber Ihren wohlgemeinten Rat betrifft —"

„Und wenn es mehr wäre als nur ein guter Rat? Wenn ich es geradezu als eine Bedingung ansähe?"

„Als eine Bedingung — wofür?"

„Für den Fortbestand unserer guten Kameradschaft. Aber die Probe war zu stark, nicht wahr? So weit möchten Sie die Freundschaft denn doch nicht getrieben sehen."

„Sie denken geringer von mir, als ich's verdiene. Auch in bezug auf mein Verhältnis zu Fräulein Martiny. Ich bin der jungen Dame nur zweimal in meinem Leben persönlich begegnet und —"

„Und das war für Sie hinreichend, sich in sie zu

verlieben. Warum sollten Sie denn gerade mir gegenüber in Abrede stellen, was Sie doch in Ihrer Kritik vor aller Welt eingestanden haben?"

Volcker ärgerte sich über sein Erröten, aber er konnte es doch nicht verhindern. „Das hätte ich getan? Weil ich sie schön und anmutig fand, weil ich sie für eine begnadete Künstlerin halte?"

„Nicht deshalb natürlich. Aber es ist grenzenlos unbescheiden, daß ich mir eine Äußerung darüber erlaube. Sie dürfen mir das ruhig sagen."

„Es fällt mir nicht ein. Ich sehe darin nichts weiter als einen Beweis von Teilnahme, für den ich Ihnen herzlich danke. Und Sie haben recht: ich brauche Ihnen kein Geheimnis daraus zu machen, daß es mehr als Bewunderung ist, was ich für Reta Martiny fühle. Wenn Sie sie gesehen hätten, würden Sie es ohne weiteres begreifen."

„Sie haben also die Absicht, das junge Mädchen zu heiraten?"

„Ah, daran darf ich natürlich vorläufig nicht denken. Was hätte ich ihr denn zu bieten? Wie dürfte ich ihr zumuten, ihre glänzenden Aussichten mit der Ungewißheit meiner Zukunftshoffnungen zu vertauschen!"

„Nun, vielleicht ist sie bereit, Sie glücklich zu machen, auch ohne daß Sie sich für alle Zukunft an sie binden."

„Es tut mir weh, Sie so sprechen zu hören, Fräulein Marianne. Aber ich weiß wohl, welche Vorurteile man in der bürgerlichen Gesellschaft gegen Damen vom Theater hegt, und ich darf Ihnen deshalb nicht zürnen. Aber Reta Martiny ist nicht wie die anderen. Sie ist fast noch ein Kind — nicht nur

den Jahren nach, sondern auch an Unerfahrenheit und Reinheit."

„Da Sie es sagen, muß ich es glauben. Aber wenn es so ist, und wenn Sie ihr nicht versprechen könnten, sie zu heiraten, würden Sie dann nicht besser tun, sie ihres Weges ziehen zu lassen? Um der Tänzerin willen und auch um Ihretwillen, Herr Volcker! Sie werden Ihre großen Ziele niemals erreichen, wenn Sie der ersten besten, rasch aufgeflackerten Leidenschaft schon jetzt Ihre Freiheit zum Opfer bringen."

„Vielleicht ist einige Wahrheit in dem, was Sie sagen. Und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich dem jungen Mädchen bis jetzt nicht von meiner Liebe gesprochen habe."

„Aber Sie tun es unfehlbar, sobald Sie sie wiedersehen. Auch wenn Sie sich mit aller Macht Ihres Willens dagegen sträuben. Sie wird Sie einfach zwingen, es zu tun."

„Ich begreife nicht, woraus Sie das schließen."

„Aus dieser Postkarte und aus den beiden Bildern des Mädchens. Sie mag an Jahren noch ein Kind sein, ihrer Veranlagung nach ist sie es nicht mehr. Und als Ihr guter Kamerad mußte ich es für meine Pflicht halten, Sie zu warnen."

„Sie verlangen also im Ernst, daß ich Ihnen verspreche, nicht mehr in das ‚Alhambratheater' zu gehen?"

„Ja. Und ich bin vollkommen darauf gefaßt, daß Sie mir nunmehr unsere junge Freundschaft wieder aufkündigen."

„So wie Sie mir das kaum gewonnene Heim wieder aufgekündigt haben, nicht wahr? Das wäre unedle Vergeltung und eine, die meiner Gesinnung für Sie sehr wenig entspräche. Ich habe die heilige

Gewißheit, daß Sie Reta Martiny bitteres Unrecht tun und daß Sie vielleicht auch meine Festigkeit etwas zu gering einschätzen. Aber ich möchte darum meinen guten Kameraden nicht verlieren. Da haben Sie meine Hand darauf, Fräulein Marianne: ich werde nicht hingehen."

Wie ein Strahl der Freude leuchtete es in ihren grauen Augen auf; aber sie zögerte noch, seine Hand zu nehmen. „Sie wollten in Wahrheit das Opfer bringen? Nur weil ich —"

„Nur weil Sie es von mir gefordert haben. Jawohl. Daß ich meine Liebe und meine Glückshoffnungen für immer begraben solle, haben Sie ja nicht verlangt. Das wäre vielleicht das einzige gewesen, was ich Ihnen nicht hätte versprechen können. Dies andere aber — ja, ich glaube jetzt beinahe selbst, daß es so am besten ist."

„Und Sie sind mir nicht böse? Sie werden es mich nicht entgelten lassen, wenn es Sie nachträglich gereut?"

„Nein, gewiß nicht. Weiß ich denn nicht, daß Sie es nur gut mit mir meinen? Eine Mutter oder eine Schwester würde mir wahrscheinlich denselben Rat gegeben haben. Und so, als ob er mir von einer Mutter oder einer Schwester erteilt worden wäre, nehme ich ihn an."

„Lassen Sie mich hoffen, daß Sie immer so denken werden, Herr Volcker," sagte sie, indem sie seinen herzhaften Händedruck erwiderte. „Und nun entschuldigen Sie mich, bitte, für heute. Ich fange nun doch an zu fühlen, daß ich todmüde bin."

Als sie allein war, ließ sie sich auf den Rand des Bettes niederfallen, in dem ihr Großvater gestorben

war. Matt lagen ihre gefalteten Hände im Schoße, und ihre Seele war zum Sterben betrübt.

„Wie eine Mutter oder eine Schwester," klang es ihr im Ohre nach. Und all ihr Denken war erfüllt von der unbarmherzigen Gewißheit: „Er wird diese Liebe nie aus seinem Herzen reißen — niemals! Und sie wird das Verhängnis seines Lebens sein."

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Sprache an Fürstenhöfen

Von Silvester Frey

„Alles fremde Zeug kann ich weder leiden noch vertragen; ich bin in allem auf dem teutschen Schlag." Diese Worte kommen vor in einem Briefe, den Liselotte in die Heimat gesandt, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die Schwägerin Ludwigs XIV., die Stammutter der Orleans. Rings um sie Haß oder mindestens Verachtung gegenüber allem, was deutsch dachte und empfand; sie selber so echt kerndeutsch, daß es ihr beinahe höchstes Glück dünkt, wenn in ihre gallische Umgebung jemand gerät, mit dem sie in der geliebten Muttersprache Worte tauschen kann. Man darf nicht vergessen: zu jener Zeit sprach man selbst an den deutschen Höfen wenig Deutsch und bestimmt weder gern noch gut. In einem Brief an ihre nahe Verwandte Sophie Charlotte, Preußens erste Königin, finden sich harte Tadelsworte, weil jene gleichfalls dem Französischen vor dem Deutschen den Vorzug einräumte. Im übrigen erfährt man aus den Briefen Liselottes ziemlich genau, wie es um das Deutsch, das an den heimatlichen Fürstenhöfen geschrieben und demnach auch wohl gesprochen ward, damals bestellt war. So äußert sie sich zu der Raugräfin Amalie Elisabeth: „Ihr tröst mich sehr, liebe Amelisse, mir zu sagen, daß ich mein Teutsch noch nicht vergessen habe undt noch corekt schreibe; den im wehrenden Krieg" — damit ist der Raubzug der Franzosen in das Elsaß gemeint — „habe ich wenig teutsch gesprochen, würde also gar kein Wunder sein, wenn ich etliche Fraßen vergessen hette. Zu meiner Zeit war es schon der brauch, daß man frantzösche Wörter mit den teutschen mischte; thue ich es auch etlichemahl, den man

muß wohl hirinen den brauch folgen; allein waß mich verdrießen kann, ist, wen es aus affectation geschieht. Diß wort könt ich auch ohnmöglich anders auff teutsch sagen." Also im Grunde damals genau wie noch heute: steter Kampf wider das Fremdwortunwesen; ein Kampf, der deswegen um so schwieriger zu führen war, weil die deutschen Höfe jener Zeit, einzig vielleicht den zu Wien ausgenommen, unter französischem Einfluß standen. Der erstreckte sich übrigens ganz und gar nicht allein darauf, daß man im „welsch Parlieren" sein Licht nicht unter den Scheffel stellte. War da ein Krönleinträger, der in sämtliche wichtigen Hof- und Staatsämter Franzosen und immer nur Franzosen rief. Als er einst an der Tafel saß inmitten der von ihm solcherart Bevorzugten, meinte einer von diesen: „Es ist doch merkwürdig, daß Durchlaucht hier der einzige Ausländer sind!"

Seit ihrem Weltreich, innerhalb dessen Grenzen die Sonne nicht unterging, der Thron von Madrid eingefügt worden, sprachen die Habsburger mit Vorliebe Spanisch; in weit knapper umgrenzten Zeiten, als Herrscher wie Joseph I. und Karl VI. schier willenlos unter dem Bann italienischer Musik standen, die Sprache dieses Landes. Dagegen bürgerten sich in der Hofburg gallische Laute nie recht ein. Frankreich hatte von dem Augenblick an, da es sich zu einer geschlossenen Masse und Macht gerundet, insgeheim und offenkundig so schwere Gefahren über das Deutschtum heraufbeschworen, daß die Habsburger, deren Stirn damals ja noch die altehrwürdige Krone des „heiligen römischen Reichs teutscher Nation" zierte, wie selbstverständlich den Lauten, die ein solcher Feind sprach, Tür und Tor sperrten. Übrigens brach sich unter Karl VI. (1711—1740) die deutsche Sprache am Hof immer entschiedener Bahn;

nicht Hochdeutsch, aber Wienerisch. Ebensowenig wie Karls VI. Gemahlin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel — im Volksmund hieß sie nur das „blonde Lisl", und man munkelte auch, sie sei insgeheim Protestantin geblieben — je mit der spanischen Etikette auf freundlichem Fuß stand, vermochte welsche Musik vor dem Zauber echt deutscher Weisen, die näher und näher erklangen, standzuhalten. Von den rebenumkränzten Abhängen des Wiener Waldes stieg der Ländler in das Donautal; die Stunde, da aus ihm der Walzer hinausjubeln würde, war schon in Sicht. Maria Theresia, die Tochter Karls und Elisabeths, sprach am liebsten nur Wienerisch. Mit ihren zahlreichen Kindern und sogar mit ihrem westdeutschen Gemahl Franz I. Als Marie Antonie, die danach Marie Antoinette hieß, den Dauphin heiratete, war man in Paris entsetzt über ihre mangelhafte Kenntnis des Französischen. Als die lang ersehnte Kunde von der Geburt ihres Enkels eintraf, soll Maria Theresia im Nachtgewand in das Burgtheater geeilt sein und, über die Brüstung der Hofloge gelehnt, ihren Wienern jubelnd zugerufen haben: „Der Poldl hat an Buam!" Die artige Anekdote beweist jedenfalls: so und nicht anders sprach die „große Kaiserin" zu ihrem Volke.

Man mag über Napoleon denken, wie man will, so viel steht fest: politisch war er gereift genug, um zu wissen, daß man deutschem Wesen und deutschem Wissen gegenüber nicht in albernem Hochmut verharren dürfe. Der Korse war bewandert in unserer Literatur; er kannte Goethes „Werther" genau und drückte sein Erstaunen aus, daß Schillers „Tell" so bedeutenden Beifall fand, da er doch einen das deutsche Empfinden wenig anheimelnden Stoff behandelte: den Abfall altangestammter Teile von Herrscherhaus und Reich. Sicher

kam ihm die Kenntnis der deutschen Sprache sehr zu Nutz, als er nach der Trennung von Josephine Marie Luise heimführte. Wie es mit deren Wissen im Französischen aussah, erläutert der folgende Vorfall: Kaiser Franz haßte den ihm aufgedrungenen Schwiegersohn genau so aus tiefstem Herzen wie jener ihn. An Mißhelligkeiten zwischen beiden war nie Mangel; schon die Politik allein lieferte mehr als eine Veranlassung. Nun war Napoleon bei der Wahl der Ausdrücke, mit denen er im Ärger rücksichtslos um sich warf, nichts weniger als wählerisch. So nannte er eines Tages, als das Gespräch sich um Österreich drehte, Franz einen „vieux ganache", einen „alten Einfaltspinsel". Marie Luise war zugegen. Den Gatten zu fragen, was damit gemeint sei, hütete sie sich freilich; der hätte sie wieder wegen ihrer Unwissenheit verspottet. So wartete sie, bis er fort war, um dann bei dem Adjutanten ihre Neugierde zu befriedigen. Der geriet in nicht geringe Verlegenheit; allein schnell gefaßt, erwiderte er: „Ganache" sei ein höchst schmeichelhafter Ausdruck. Übersetzen lasse er sich eigentlich kaum; gewissermaßen vereinige er den Begriff: ruhmvoller Held und vorzüglicher Mensch. Marie Luise schwimmt in einem Meer von Wonne. Wahrscheinlich hatte sie Schlimmeres erwartet. Am Abend ist Gesellschaft bei Hof. Geführt vom Gatten, betritt sie den Saal. Plötzlich schlingt sie den Arm um seinen Nacken und ruft ein Mal über das andere, daß sie ihn für den größten „Ganache" Frankreichs und aller Welt halte.

Auch der Besiegte von Sedan, Napoleon III., war im Deutschen bewandert; er hielt sich in früheren Jahren lange und oft genug auf deutschem Boden auf. In einem Brief vom „23 Janvier 1815", den er aus Arenenberg

nach Augsburg an einen befreundeten deutschen Artilleriehauptmann richtete, bekennt er: „Ich beschäftige mich, so sehr es meine andern Studien erlauben mit der Teutschen Sprache. Ein Professor aus Konstanz korrigiert mir zwei Mal die Woche die Übersetzung, welche ich während seiner Abwesenheit gemacht habe. Sie werden aus diesem Briefe nicht gut einsehen, ob ich viele Fortschritte gemacht habe, denn es gibt gewiß viele Fehler drin und ich habe, indem ich ihn schrieb nicht auf der Rundung und dem Wohllaut der Sätze viele Aufmerksamkeit gegeben, denn ich dachte nur darauf, Ihnen mein Herz zu öffnen, und Ihnen verstehen zu lassen, wie sehr ich Sie gern habe."

Seit Peter der Große (1689—1725) in Beziehungen zum Deutschtum trat, wurde an seinem Hofe selbstverständlich auch die Sprache des angrenzenden Kulturvolks gesprochen. Sie mußte um so kräftigere Wurzeln fassen, als sämtliche Herrscherinnen auf dem Zarenthron seither aus Deutschland stammten. Das gilt übrigens auch von der Mutter des jetzigen Zaren. Bevor König Christian IX. den Thron von Dänemark bestieg, lebte er Jahre hindurch als Prinz von Holstein-Glücksburg in einer Villa bei Frankfurt am Main. Auf die Krone, die später an ihn kam, hatte er nicht einmal sonderliche Anwartschaft; sollte die wirklich an diese Linie fallen, so waren doch ältere Brüder vorhanden. Wie all diese sprach er stets nur Deutsch; ebenso seine Gemahlin, eine Prinzessin von Hessen-Kassel, und selbstverständlich auch die Töchter, deren eine als Gattin Alexanders III. allzeit bemüht war, zwischen ihrem eigentlichen Vaterlande und dem Volk, zu dessen Herrscherin sie der Zufall in seiner Laune gemacht hatte, Zwietracht zu säen. Bekanntlich hielt

Alexander II. in unwandelbarer Treue zu seinem Oheim, dem ersten deutschen Kaiser aus dem Hohenzollernhause. Zu nicht geringem Verdruß seiner Schwiegertochter, der Dänin Dagmar. Als der Krieg von 1870/71 zwischen den deutschen Staaten und Frankreich entbrannte, wies Alexander II. jede Zumutung, dem Lande, dem seine Mutter entstammt war, heimtückisch in den Rücken zu fallen, entrüstet von sich. Trotzdem konnte er nicht verhindern, daß unter den Fittichen des Thronfolgerpaars der Haß wider alles, was deutsch war, förmlich Orgien feierte. Wer bei diesem auch nur ein einziges Wort in deutscher Zunge sprach, mußte harte Geldbuße über sich ergehen lassen. Die ehemalige Prinzessin von Holstein-Glücksburg selber sammelte die Strafen ein. Die Summen sollen sehr beträchtlich gewesen sein. Seit man wußte, wie sehr der schönen Verächterin ihres Vaterlands daran lag, solche Strafgelder einzuheimsen, wetteiferte ein um die Zukunftssonne buhlendes Schranzentum geradezu, Haufen von Rubeln in die kleinen Hände rollen zu lassen. All dieses Gold floß nach Frankreich. Man sagt, die Zarin-Mutter spreche verhältnismäßig gut Russisch; von den übrigen Frauen deutschen Bluts, die auf den Thron der Romanows gelangten, soll dies nur noch Katharina II. fertig gebracht haben. Weit mehr Eifer als Erfolge im Erlernen des Russischen schreibt man der Witwe des Großfürsten Sergius zu. Bekanntlich hat sie sich, von Haus aus Protestantin, dem russisch-orthodoxen Glauben strengster Richtung — zumal seit der Ermordung des Gatten — mit Haut und Haaren verschrieben. Wer sich aber zur Gefolgschaft der Sippe „echt russischer Leute“ bereit erklärt, von dem wird zuallererst verlangt, daß er die deutsche Sprache abschwört. Ganz im Bann eines

slawisch-mongolischen Kults, verbringt diese ehedem hessische Prinzessin ihre Tage im Kloster. Die Wandlung, zu der sie allmählich gelangte, nimmt sich wie ein Satyrspiel aus, wenn man erwägt, daß bei ihrer Mutter, der so früh gestorbenen Großherzogin Alice, David Friedrich Strauß, der Verfasser des „Leben Jesu", ein- und ausging. Allerdings ward am Hofe zu Darmstadt damals viel Englisch gesprochen. Auch der Zarin, einer Schwester der Großfürstin-Witwe Sergius, liegt dies Idiom ungleich näher als ihre deutsche Muttersprache. Da aber Nikolaus II. mit dem Englischen auf ziemlich gespanntem Fuß steht, die Zarin selber jedoch Russisch wahrscheinlich nie im Leben erlernen dürfte, ist es beinahe selbstverständlich, daß beide Gatten, wenn sie sich wirklich verständigen wollen, wieder und immer wieder Deutsch sprechen.

Recht lehrreich gestaltet sich ein knapper Rückblick auf die Stellung, die das Deutschtum und die deutsche Sprache am Hofe von St. James früher innegehabt. Daß Georg I., mit dem das Haus Hannover auf den britischen Thron gelangte, Deutsch sprach, ist natürlich. Bis zu Wilhelm IV. wechseln Deutsch und Englisch als Hofsprache; daß das erstere nie völlig verschwand, dafür ward gesorgt durch ununterbrochene Einkreuzung deutschen Bluts in das sich mit einem Male britisch gebärdende der hierher verpflanzten Welfen. In den Tagen der Königin Viktoria klagte eine englische Zeitschrift: „Es war ein Unglück für sie, daß ihre Mutter, die Herzogin von Kent" — bekanntlich eine Hohenlohe-Langenburg — „sehr wenig Englisch verstand. Deshalb war Deutsch die Sprache der Familie in der Jugend der Königin. Und so ist es geblieben. Am Hofe wird nur Deutsch gesprochen. Es ist die Muttersprache ihres

koburgischen Gemahls und somit auch der Kinder." Ähnlich war's mit dem Lesen von Büchern. Die deutschen Klassiker kamen eigentlich nie aus den Händen der Königin und ihrer Familie. Schiller war ihr am liebsten; daneben las sie viel Goethe, Scheffel, Laube, Freytag und Dahn. Die deutschen Witzblätter lagen beständig bei ihr auf. Überdies hielt sie einen „deutschen Sekretär", der auf das sorgfältigste Zeitungen und Zeitschriften las, anstrich, was ihn für die Königin wissenswert dünkte, und es ihr dann unterbreitete.

Eduard VII. tat sich gern etwas drauf zugute, daß bei ihm zu Hause nur Englisch gesprochen wurde; trotzdem mußte er sich oft genug gefallen lassen, daß man ihm vorhielt, sein Englisch — nicht minder das seiner Gattin — habe einen deutschen Nebengeschmack. Übrigens kam ihm dieser zuweilen durchaus gelegen. Als Prinz von Wales war er bekanntlich in mehr als ein galantes Abenteuer — und zwar keineswegs immer reinlichster Art — verstrickt. So spaziert er eines Morgens im Park von Sandringham. Plötzlich sieht er, daß ihn eine Frau verfolgt. Seine Versuche, ihr aus dem Wege zu gehen, schlagen immer wieder fehl; wohl oder übel muß er an ihr, die auf ihn zu warten scheint, vorüber. Sie tritt an ihn heran: „Verzeihen, Königliche Hoheit, ich möchte Sie daran erinnern, daß —" Schlagfertig, wie immer, unterbricht sie der Angeredete, indem er mit rauh klingender Stimme und stark deutschem Tonfall sagt: „Madame irren sich gewiß; aber es ist nicht das erste Mal, daß ich für den Prinzen von Wales gehalten werde!" Paul Lindau erzählt: Prinz Nikolaus von Nassau und der damalige Prinz von Wales trafen sich auf der Kurpromenade zu Wiesbaden. Sie gehen aufeinander zu und schütteln sich die Hände. „Du siehst

glänzend aus," sagt der erstere; „aber — du mußt ein bißchen auf dich aufpassen. Du siehst zu glänzend aus. Ich glaube, du wirst zu stark." — „Ich weiß, ich weiß," erwidert der Prinz von Wales mit leichtem Seufzer; und während er nun Nikolaus von Kopf bis zu Fuß mustert, fügt er hinzu: „Ich beneide dich. Wie fängst du's nur an? Du hast dich die letzten zwei Jahre nicht die Bohne verändert." Lindau erläutert: „Diese burschikose Redensart ‚nicht die Bohne', von der ich nicht einmal sicher bin, ob sie allen Deutschen geläufig ist, wirkte aus dem Munde des britischen Thronfolgers so komisch auf mich, daß ich mich zusammennehmen mußte, um die durch die Gegenwart so hoher Herren gebotene Starrheit im Gesichtsausdruck zu bewahren. Als sich der Prinz von Wales verabschiedet hatte, sprach ich meinem gütigen Wirt meine Verwunderung darüber aus, wie tief dem englischen Prinzen unsere Muttersprache in Fleisch und Blut übergegangen sein müsse, daß er ohne weiteres auf eine solche sprachliche Ungezwungenheit verfiel."

Leider verhinderte ihn all das nicht, fleißig Zunder zusammenzutragen für die Brandfackel zum heutigen Weltkriege. Wie unnatürlich übrigens der Haß ist, den dieser „Einkreiser" Deutschlands wider die Heimat seiner Ahnen gehegt, erhellt aus folgendem. Es sollte festgestellt werden, wie viel englisches und wie viel fremdes Blut — angefangen mit Jakob IV. von Schottland — in König Eduards Adern fließe. Als Ergebnis kam heraus: von den 4056 Tropfen, die man als vorhanden annehmen zu müssen glaubte, war nur ein einziger englischen Ursprungs; zwei wurden auf französische Herkunft gutgeschrieben; fünf auf schottische, auf die Abstammung von Maria Stuart; acht auf dänische;

dagegen rühren 4040 von den so zahlreichen deutschen Voreltern her. John Bull muß trostlos sein, wenn er sich dieses Sachverhalts erinnert. Das britische Herrscherhaus ist eben, wie alles, was auf dem Inselreiche nur einigermaßen im Preise steht: „Made in Germany".

Ein Blick auf die Blutsbeziehungen, in denen die christlichen Dynastien Europas zueinander stehen, lehrt auf das deutlichste, daß sie nicht nur engste Verwandtschaft an Deutschland bindet, sondern daß diese auch fast stets recht jungen Datums ist. Weitere Folge: man bedient sich an all diesen Höfen mehr oder weniger der deutschen Sprache. Eine Ausnahme dürfte einzig der Hof von Serbien machen. Vielleicht schafft der derzeitige Krieg auch insofern Wandel, als künftig Angehörige der Herrscherhäuser, die heute im gegnerischen Lager stehen, selbst wenn der Friede zurückgekehrt ist, mehr Zurückhaltung zeigen werden im Eingehen von Ehen mit deutschen Fürstentöchtern. Für Deutschland selber erwächst daraus bestimmt kein Schaden. Es spielt heute glücklicherweise eine andere Rolle als jene, die ihm Alexander I. von Rußland zugedacht hatte. Als man nämlich auf dem Kongreß zu Wien fleißig dabei war, in dem weiland „heiligen römischen Reiche teutscher Nation" ein Thrönlein nach dem anderen in die Versenkung zu schicken, geriet der „Herrscher aller Reußen" aus Rand und Band. Das dürfe unter keinen Umständen geschehen. Mindestens eine größere Zahl dieser Duodezstaaten müßte erhalten bleiben. Als Grund gab er an: weil sonst die Mitglieder nichtdeutscher Dynastien nicht wüßten, woher sie Frauen zu standesgemäßen Ehen nehmen sollten. . . .

Wie heutigen Tages ein Schiff entsteht

Von Andor Steinacker

Mit 14 Bildern

Auch mancher, der über die wichtigsten Fragen der Technik im großen und ganzen unterrichtet ist, wird sich schon oft die Frage vorgelegt haben nach dem Wie der Ausführung dieses oder jenes Wunderbaues, vor dem der Laie steht, ohne recht begreifen zu können, daß schwache Menschenhände imstande waren, ihn hervorzubringen. Am sinnfälligsten wirkt das Verhältnis zwischen Meister und Werk zweifellos beim Schiffsbau, besonders beim Bau großer seefahrender Schiffe.

Hier soll kurz beschrieben werden, wie heute ein Schiff gebaut wird; den Werdegang eines größeren Passagierdampfers von der Kiellegung bis zur Probefahrt wollen wir betrachten.

Bei Kriegsschiffen ist der Vorgang im wesentlichen derselbe, nur schwieriger, weil Panzerung und Artillerie hinzukommen und der Bau eines modernen Großkampfschiffes mehr Leute und mehr Zeit erfordert. Dementsprechend sind die Kosten für das gleich große Kriegsschiff ungleich höhere.

Ist man sich über den Zweck klar, dem das Schiff dienen soll, und damit über die Grundform, so folgt zunächst die Ausarbeitung der Pläne für die allgemeine Einrichtung in groben Umrissen, dann die Herstellung der Werkstattzeichnungen.

Besonders bei großen und teuren Passagierschiffen, namentlich aber bei Kriegsschiffen ist das eine ungeheure Arbeit, bei der viele Köpfe und Hände mithelfen und die verschiedenen Abteilungen, die rein schiffbauliche, die maschinenbauliche, die elektrotechnische und andere,

mit ihren Hunderten von Berechnungen und Entwürfen auf das gewissenhafteste sich ergänzen müssen. Uns näher mit dem Wesen dieser Büroarbeiten zu befassen, ginge über den Rahmen dieses Aufsatzes hinaus,

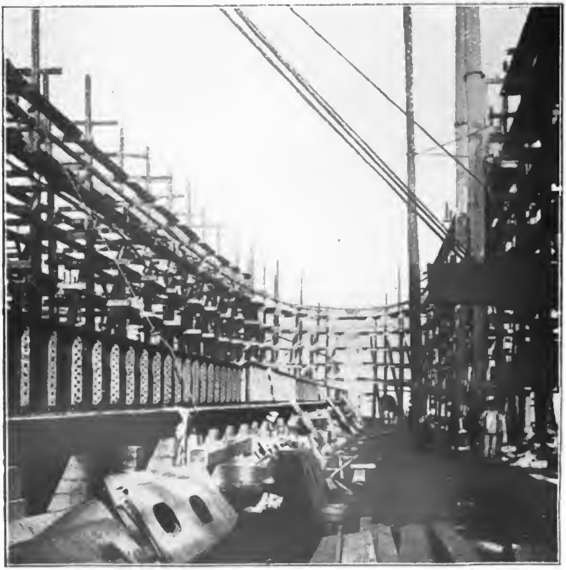


Abb. 1. Die Kielklötze mit dem darauf gestreckten Kiel.

weshalb wir uns den Arbeiten auf dem Bau- und Geburtsplatz des Schiffes selbst zuwenden wollen.

Jede Werft muß in der Nähe des Wassers liegen, um den Stapellauf möglichst einfach zu gestalten. Dementsprechend werden auch die Schiffe selbst so nahe als möglich am Ufer erbaut, meistens mit ihrer Längsachse senkrecht oder schräg zur Uferlinie; unter Umstän-

den, besonders wo es an Platz mangelt, können sie auch parallel zur Uferlinie gelegt werden, ein Verfahren, das besonders in Amerika bei den großen Binnenseen häufig angewendet wird. Unsere Abbildungen



Abb. 2. Ansetzen der Spanten am Kiel.

zeigen ein Schiff, das mit seiner Längsachse gegen das Ufer gerichtet ist, wobei der Bug (Vorderteil) landeinwärts steht.

Je nach ihrer Größe verfügt die Werft über eine bis zu zehn und mehr Hellinge, das sind jene leicht gegen das Ufer zu geneigten Streifen, auf denen das Schiff gebaut wird. Wo der Untergrund die genügende

Festigkeit hat, sind keine besonderen Fundamentierungsarbeiten notwendig, wie man auch auf unseren Bildern sehen kann. Aber bei weichem Grund und dort, wo besonders schwere Schiffe gebaut werden, müssen oft

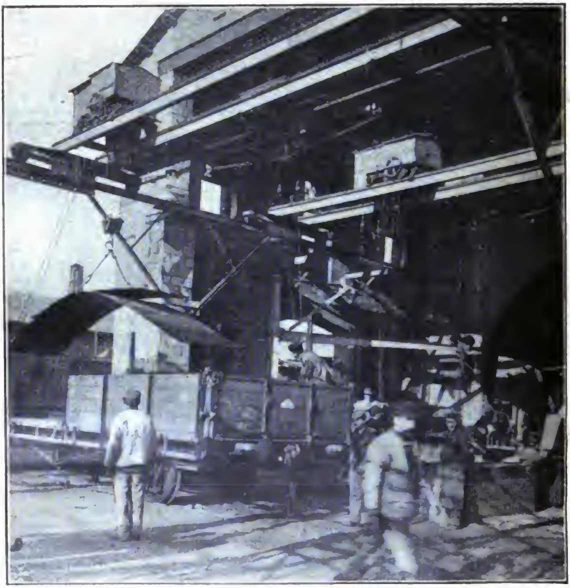


Abb. 3. Beförderung des Baumaterials auf der Werftbahn.

kostspielige Bauten aufgeführt und Laufkranen, die selbst auf umfangreichen Eisenkonstruktionen laufen, errichtet werden.

Die Werft, der unsere Abbildungen entstammen, ist von mittlerer Größe und nicht für den Kriegsschiffbau eingerichtet: vielmehr ist hier das teure Gerüst für

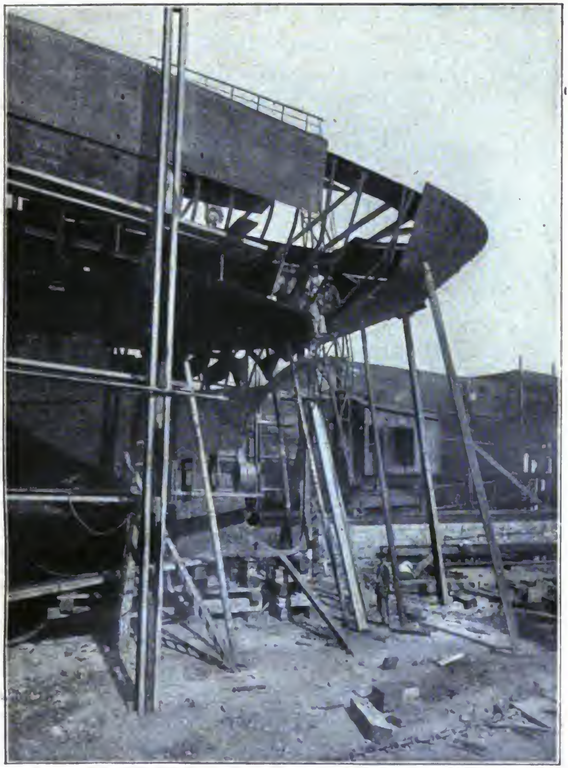


Abb. 4. Das Anbringen der Außenplatten am Schiffskörper.

Laufkrane durch einfache, verschiebbare Bockkrane ersetzt. Die Bilder stammen aus dem Triester „Arsenal des Österreichischen Lloyd", wo die meisten Dampfer dieser Gesellschaft gebaut worden sind.

Die Helling selbst wird für den Bau hergerichtet,

indem zunächst rund um das zu erbauende Schiff Holzgerüste aufgestellt werden, die durch Laufplanken in mehreren Stockwerken den Zutritt zu jeder Stelle der Schiffswand ermöglichen. Zu gleicher Zeit werden auch in der Längsachse die sogenannten Kielklötze, auf die das Schiff selbst zu stehen kommt (Abb. 1), angebracht.



Abb. 5. Das im Außenbau fertiggestellte Schiff.

Der Kiel ist gewissermaßen das Rückgrat des Schiffes, das über seine ganze Länge läuft und an das dann die seitlichen Rippen — die „Spanten" — angesetzt werden (Abb. 2). Es sei hier erwähnt, daß das, was die ersten beiden Abbildungen zeigen, erst die Konstruktion des sogenannten Doppelbodens darstellt, an den sich dann die eigentlichen Spanten anschließen, die nur aus leichten Winkeleisen bestehen. Der Doppelboden, der sich fast über die ganze Länge des Schiffes erstreckt, wird heute fast allen Schiffen eingebaut, da er bei

Grundberührungen und Leckwerden das Eindringen von Wasser in das Schiffsinnere wirkungsvoller verhindert und so das Schiff vor dem Sinken bewahrt. Man hat sich füglich den Doppelboden als eine doppelwan-



Abb. 6. Eine hydraulische Nietmaschine in Tätigkeit.

dige, wasserdichte Plattform vorzustellen, deren Außenrand der Schiffsform angepaßt ist.

Ist der Doppelboden fertig zusammengestellt, so kann mit seiner Vernietung an die Spanten begonnen werden. Es versteht sich von selbst, daß sämtliche Platten, Winkel und so weiter, aus denen sich der Doppelboden, die Spanten und im weiteren Verlauf das ganze Schiff

zusammensetzt, erst in den Werkstätten die richtige Form bekommen, bevor sie zur Helling gebracht werden. Das geschieht auf Grund der Einzelzeichnungen, nach denen noch vor dem eigentlichen Baubeginn das ganze Platten- und Winkelmaterial von den Walz- und Hüttenwerken bezogen worden ist.

Wie wir aus Abbildung 3 ersehen, wird das Baumaterial mit der Eisenbahn bis in die Werkstätten gefahren, wo es zunächst die Blechbearbeitungsmaschinen auf die erforderliche Größe zuschneiden. Die zugeschnittenen Spanten werden bis zur Rotglut erhitzt und dann auf eisernen Plattformen gebogen, so daß ihre Außenkante, nachdem sie aufgestellt sind, bereits der äußeren Form des Schiffes entspricht. Vorher sind die Platten und Winkel von Lochmaschinen mit den erforderlichen Nietlöchern versehen worden. Abbildung 4 zeigt uns die schon zum Teil mit der Außenbeplattung bedeckten Spanten.

Wir sehen ferner auf Abbildung 4 das Heck, das heißt das Hinterteil des Schiffes mit dem Achtersteven, einem großen Guß- oder Schmiedestück, und auf Abbildung 5 den bereits fertig beplatteten, nahe am Wasser gelegenen Rumpf. Auch die vorhin erwähnten Gerüste, Laufplanken und Bockkrane sind auf diesem Bilde besonders deutlich zu sehen.

So wächst denn das Schiff auf der Helling allmählich heran. Sind alle Spanten aufgestellt, die Außenhaut angebracht, die Deckbalken gelegt, welche die Spanten in horizontaler Richtung verbinden und die Unterlage für die Decke bilden, so beginnt man mit der allgemeinen Vernietung, durch die das ganze, bisher lose Schiffsgebilde zu einem festen, einheitlichen Körper gefügt wird. Der Lärm, der bei der Nietung durch das

Hämmern von Eisen auf Eisen erzeugt wird, ist ohren-betäubend; dazu kommen noch die stärkeren Geräusche



Abb. 7. Die Werftschmiede mit dem großen Dampfhammer.

der pneumatischen Hämmer beim Verstemmen der Nietnahten zur Dichtung. Dazwischen ertönt eine Reihe anderer, für die Ohren nicht sehr erbaulicher

Geräusche, wie das Zischen von Luft- und Dampfhämmern, das Knarren von Maschinen und Rädern, das Pfeifen von Lokomotiven und Dampfkranen, die aus den Werkstätten allerhand Material heranschleppen; kurz, die Arbeit auf einer Werft macht sich weithin vernehmbar.

Die menschliche Arbeitskraft wird nach Möglichkeit durch den wirtschaftlicheren maschinellen Betrieb ersetzt. So wird auch das Nieten selbst vielfach bereits mit eigenen Nietmaschinen ausgeführt (Abb. 6). Es sind dies schwere, zangenförmige Ungeheuer, die hydraulisch oder pneumatisch betrieben werden und hängend arbeiten. Da die Tiefe beziehungsweise Länge der Arme natürlich nicht unbeschränkt sein kann, ist die Verwendung für die Nietungen der Außenhaut eines Schiffes nur zum Teil angängig.

Sehr zahlreich sind in den einzelnen Werkstätten die verschiedenen Maschinen zur Bearbeitung der Winkel und Bleche. Abbildung 7 gewährt einen Blick in die Werftschmiede, wo im Vordergrunde ein Dampfhammer steht zur Herstellung größerer Schmiedestücke. Abbildung 8 zeigt eine schwere Maschine, die zum Biegen der Bleche dient, wobei das Blech über eine Rolle unter den schweren oberen Maschinenteil gelegt und dort festgeklemmt wird. Die Rolle selbst ist an starken Armen befestigt und wird hydraulisch langsam in die Höhe gedrückt. Jede Werft besitzt ferner eine große Anzahl von Blechschneide- und Lochmaschinen, Walzen zum Glätten und Biegen von Blechen mit allen erdenklichen Möglichkeiten zum Formen und Vorrichten.

Ist der Schiffskörper im Laufe der Monate auf der Helling allmählich fertig geworden und die Außenhaut einige Male mit Unterwasserfarbe angestrichen, so

geht es an die für den Stapellauf notwendigen Anordnungen. Es ist ein großartiger Anblick, der sich vor dem Zuschauer abspielt, wenn der Koloß nach Entfernung der letzten Stützen, von einer unsichtbaren Kraft getrieben,



Abb. 8. Hydraulische Blechbiegmaschine.

anfängt, sich langsam gegen das seiner harrende nasse Element zu bewegen, und in immer rascherem Gang die Helling entlang gleitet, um nach Ablauf von weniger als 60 Sekunden frei aufzuschwimmen.

Auf unserer Abbildung 9 vollzieht sich der Stapellauf des Dampfers, dessen Werdegang wir bisher in Wort und Bild kennen gelernt haben.

Wie wir früher gesehen haben, wird das Schiff beim Bau zunächst in seiner Mittellinie unterstützt, das heißt auf Kielklötzen aufgebaut. Bei seiner allmählichen Zunahme der Breite und Höhe nach werden die nötigen Abstützungen gegen den Erdboden vorgenommen, so daß das ganze Schiff bis kurz vor dem Stapellauf nur durch diese Stützen gehalten wird. Ist nun die Außenhaut fertig und kann ungefähr bestimmt werden, wann der Stapellauf erfolgen soll, so wird mit dem Bau der Ablaufbahn unter dem Schiff begonnen, die sich ein gutes Stück in das Wasser hinein erstrecken muß, da das Schiff erst aufschwimmt, wenn es genügend Wasser unter sich hat. Damit nun die Ablaufbahn auch im Wasser sich fortsetzt, muß der Grund des Wassers eine Fortsetzung der Hellingoberfläche mindestens so weit bilden, als es zur erforderlichen Länge des Unterwasserteiles der Ablaufbahn notwendig ist.

Im wesentlichen besteht die Ablaufbahn aus zwei links und rechts der Schiffsmittellinie gelegten Gleitbahnen von breiten Balken. Alles muß sehr fest gegen den Erdboden versteift sein, um bei der Aufnahme des Schiffsgewichtes nicht von der Stelle gedrückt zu werden. Die Herstellung dieser Gleitbahnen ist nicht besonders schwierig, solange am Lande gearbeitet werden kann, sie wird aber wesentlich unangenehmer, sobald es sich um den unter Wasser liegenden Teil handelt, der von Tauchern erbaut werden muß.

Ist die Ablaufbahn fertig, wird der unter dem Schiffe liegende Teil dick mit Talg beschmiert, worauf man beginnt, den Schlitten aufzubauen, der aus einem mächtigen Gerüst von Bohlen und Balken besteht und von der Gleitbahn bis zu dem über dieser befindlichen Teil

der Schiffsaußenhaut reicht. Die beiden Hälften des Schlittens werden unter dem Kiel des Schiffes durch



Abb. 9. Der Stapellauf des vollendeten Schiffes.

Ketten und Taue fest miteinander verbunden, so daß sich eine Art Wiege bildet, die sich genau der unteren Schiffsform anpaßt.

Das Gewicht des Schiffes wird aber jetzt immer noch

von den Kielklötzen und anderen Stützen getragen, die im Verlaufe des Baues dazugekommen sind, und es gilt nun, das Schiffsgewicht auf den Schlitten und dadurch auf die Gleitbahn zu übertragen. Zu diesem Zwecke muß das ganze Schiff gehoben werden, und zwar um so viel, daß es möglich wird, die Kielklötze und die seitlichen Unterstützungen zu entfernen. Dazu genügen wenige Zentimeter. Aber wie das bewerkstelligen? Nun, es ist viel leichter, als es aussieht; noch bevor der Schlitten fertig gemacht worden ist, hat man unter seinen untersten Teil, der auf den Gleitbahnen ruht, und auf diesen selbst dicht nebeneinander von beiden Seiten aus flache Holzkeile untergelegt und dann den Schlitten darüber fertig gebaut. Um nun das Schiff zu heben, wird eine genügende Anzahl von Arbeitern, mit schweren Hämmern bewaffnet, längs dieser Keilreihen aufgestellt, und nach den langgezogenen und singend gegebenen Kommandorufen eines Vorarbeiters werden die Keile durch gleichzeitige Schläge aller Arbeiter zwischen Gleitbahn und Schlitten getrieben, wodurch ein ganz allmähliches Heben des Schlittens mit dem Schiff stattfindet. Diese Arbeit, die mehrere Stunden dauert, wird erst kurz vor dem Stapellauf, frühestens aber am Vortage ausgeführt; nach der Beendigung entfernt man alle Kielklötze und Seitenstützen. Es bedarf dabei der Vorsorge, daß in dem Augenblick der Übertragung des Schiffsgewichts auf die Gleitbahnen das Schiff nicht von selbst abläuft. Zu diesem Zwecke sind Vorrichtungen angebracht, die derartig beschaffen sind, daß sie von der Tribüne aus, wo die Taufrede für das Schiff gehalten wird und das übliche Zerschlagen der Champagnerflasche erfolgt, durch Druck auf einen elektrischen

Knopf gelöst werden können. Erst dann wird das Schiff freigegeben. Trotz der reichlichen Bestreichung der Gleitbahnen mit Talg und Seife ihrer ganzen Länge nach ist doch die durch das Schiffsgewicht entstehende



Abb. 10. Der Werftkran.

Reibung so gewaltig, daß die Gleitbahnen stark erhitzt werden, und nicht selten sogar zu brennen anfangen. Auch auf unserer Abbildung 9 sehen wir, wie sich bereits Rauchwolken bilden. Aber die Werftfeuerwehr ist darauf vorbereitet und erstickt den entstehenden Brand rasch.

Das Schiff schwimmt nun, und es beginnt der zweite Teil der Fertigstellung: die Ausrüstung.

Zu diesem Zwecke wird das Schiff an den Ausrüstungskai geschleppt und in der Nähe oder unter dem Ausrüstungskran vertäut (festgemacht). Unsere Werft hat einen Kran, der 150 Tonnen zu je 1000 Kilogramm zu heben imstande und als sogenannter Hammerkran ausgebaut ist (Abb. 10).

Zunächst wird die in den Maschinenhallen inzwischen



Abb. 11. Das Legen der Decksplanken.

fertig gebaute Maschine von dem Kran eingesetzt, dann folgen die Kessel, allerhand Hilfsmaschinen, Winden und so weiter. Gleichzeitig werden die Decks fertig gemacht, mit Holz belegt, was zum Teil auch schon geschieht, so lange das Schiff noch auf dem Helling liegt (Abb. 11), die Kabinen, Salone und andere Wohnräume werden mit Holz verkleidet und eingerichtet, das Rohrsystem wird gelegt und ähnliches mehr. Masten, Schornsteine, Krane zum Übernehmen der Ladung, Bootskrane, Rettungsboote und die hundert

anderen Dinge kommen allmählich an ihren Platz, und es verwandeln sich die leeren, aus nackten Eisenwänden bestehenden Räume in prächtige Speise-, Musik- und Spielsäle. Die Passagierkammern, die zunächst höchst unwohnlich aussahen, werden zu gemütlichen kleinen Schlafzimmern; Badezimmer entstehen, auf den großen



Abb. 12. Die Stehprobe.

Schiffen Schwimmbäder, und alles, was der moderne Reisende sich an Luxus und Bequemlichkeit nur denken kann.

Sind Kessel, Maschinen und Hilfsmaschinen jeder Art, deren moderne Schiffe stets eine ganze Anzahl besitzen, fertig aufgestellt, so müssen sie zur Probe laufen. Bei den Hauptmaschinen ist dies ziemlich umständlich, weil durch die Bewegung der Hauptmaschine auch der Propeller angetrieben wird. Es muß also dafür gesorgt werden, daß hierbei dem Schiffe nichts geschieht, was

man dadurch erreicht, daß man es nach allen Seiten vertäut und verankert, um so die vorwärtstreibende Kraft der Schraube aufzuheben. Man nennt das die Vornahme der „Stehprobe" eines Schiffes (Abb. 12).

Dabei ergeben sich stets kleinere Fehler in der Montage, wie Undichtigkeiten von Röhren, Lockerungen von Schrauben und so weiter. Alles das muß sorgfältig behoben werden, bevor man zu der tatsächlichen Erprobung schreiten kann, denn bei jedem Schiff werden, namentlich in bezug auf die Leistungsfähigkeit der Maschinen, von den Bestellern sehr scharfe Vorschriften gemacht und für den Geldbeutel bedeutungsvolle Bedingungen gestellt. Die Werftleitung muß aber schon um ihres guten Rufes willen alles daran setzen, diese Bedingungen tatsächlich zu erfüllen. Um alle Fehler beseitigen zu können, wird das Schiff vor der Übernahmeprobefahrt noch einmal gedockt, das heißt es muß der Schiffsboden noch einmal trocken gelegt werden, denn während der langen Liegezeit unter dem Ausrüstungskran haben sich Muscheln und allerhand anderes Seegetier und Algen am Schiffsboden angesetzt. Dieser unwillkommene Überzug muß entfernt und der Bodenanstrich erneuert werden, denn der Anwuchs der Außenhaut hätte eine wesentliche Einbuße an Fahrgeschwindigkeit zur Folge.

Man unterscheidet Schwimm- und Trockendocks. Die ersteren bestehen aus langen, doppelwandigen Kästen, meistens von U-förmigem Querschnitt, die an beiden Enden offen sind. Durch Einlassen von Wasser wird ein derartiger Kasten soweit versenkt, daß das Schiff an einem Ende einfahren kann, worauf er leer gepumpt wird, Auftrieb erhält und das Schiff mit hebt, bis der Boden des Kastens über Wasser erscheint, und

das darauf stehende abgestützte Schiff auf dem Trockenen ruht.

Die Trockendocks sind lange, in den Erdboden gegrabene, innen ausgemauerte Becken, die vom Wasser



Abb. 13. Das Torschiff des Trockendocks.

durch ein Schleusentor abgeschlossen sind. Unsere Werft hat ein derartiges Trockendock (Abb. 13). Wir sehen darauf im Vordergrund das Schleusentor, das eben in die links im Hintergrunde zu sehende Dockmündung gezogen wird. Dort wird es quer zur Docklängsachse gelegt und versenkt, wodurch sich seine Umrißlinien genau an die ebenso gestalteten Umrißlinien der Dockmündung anlegen und dadurch das Dock ab-

schließen. Man beginnt nun in dem zugehörigen Pumpenhause das Wasser aus dem Trockendock herauszupumpen, so daß zunächst das schwimmende Schiff auf die Sohle des Docks zu stehen kommt, worauf es seit-



Abb. 14. Arbeiten am Steuerruder eines Schiffs.

lich abgestützt wird. Die Docks werden auch zur Vornahme von Ausbesserungen aller Art benützt, wie man zum Beispiel auf Abbildung 14 sieht, wo ein Steuerruder gerichtet wird. Vereinzelt kommt es auch vor, daß Schiffe in Trockendocks gebaut werden.

Nach der Erneuerung des Bodenanstriches und nach

gründlicher Reinigung und endgültigem Übermalen des Schiffes kann der Tag für die Probefahrt bestimmt werden. Die Werft läßt es sich nicht nehmen, zur Jungfernfahrt des neuen Schiffs, wie der Seemann sagt, außer den Redern noch zahlreiche Gäste an Bord zu laden. In den geschmückten Räumen versammelt sich nach glücklich erledigter Probefahrt an der draußen vor dem Hafen abgesteckten Meile die ganze Gesellschaft beim üppigen Mahl und mannigfach sind die launigen Reden, die auf weitere gute Fahrt des Schiffes, auf den Reeder, die Erbauer und den Kapitän gehalten werden.

Ines

Novelle von A. Noël

Das Stubenmädchen öffnete die Tür, auf deren weißem Schild der Name Doktor Karl Dauner stand, und sah flüchtig von ihrer stattlichen Höhe auf das dünne Mädel im schlichten Kleid. Hochmütig wollte sie nach ihrem Begehren fragen, als sich ihr Gesichtsausdruck rasch ins Liebenswürdige veränderte, rechtzeitiges Erkennen sie zu einem artigen Gruß bewog: „Küss' die Hand, Fräulein."

„Die Gnädige zu sprechen, Lori?" fragte das Mädchen im grauen Mäntelchen freundlich und guckte mit auffallend blassem, magerem, von krausem Rothaar umrahmtem Gesichtel unter dem schmucklosen Strohhütchen hervor.

„Für gnä' Fräul'n gewiß," versicherte eifrig das Mädchen. „Die Gnädige ist grad mit dem Anziehen fertig." Sie ging voran, aus dem reich eingerichteten Vorzimmer durch den auf einen Innenhof gerichteten Gang, klopfte da an eine Tür, öffnete und meldete: „Fräulein Winter ist da."

„Soll hereinkommen," antwortete eine helle weibliche Stimme. „Hereinspaziert, Thesi, nur herein!"

Lori lächelte. Thesi Winter ging an ihr vorüber ins Zimmer.

„Servus, Hansi. Ist das Gebäude aufgerichtet bis zum obersten Stock?"

„Servus, Thesi." Die junge Frau vor dem dreiteiligen Toilettespiegel mit der altgolden unterlegten Kristallplatte entfernte die letzten Puderspuren aus dem Gesicht. Sie trug ein Hauskleid in Creme und Grün, das in einfacheren Zeiten wohl als Gesellschaftskleid hätte dienen können; ihr braunes Haar war in dicken Rollen um den Kopf gelegt, an ihren Fingern

glitzerten mehr kostbare Ringe, als man gewöhnlich im Hause ansteckt.

„Was für ein Gebäude?" fragte sie. „Mein Haarwerk ist doch so niedrig. Aber du mußt immer spotten. Ein Wunder, daß du mich überhaupt einmal besuchst. Da muß man ja den Ofen einschlagen."

„Um deinen wär's schade," meinte Thesi Winter trocken, mit flüchtigem Blick auf die hellfarbigen prächtigen Kacheln. Die spiegelnden Holzteile der Möbel schimmerten und glänzten in der gleichen Maibutterfarbe wie der Ofen; die Sitze waren mit altgoldenfarbigem, gestreiftem Brokat bezogen. Der Raum war ein Schmuckkästchen mit einem runden Erker, der anheimelnde Sitzplätze bot. Dorthin führte die kleine Doktorin den seltenen Gast.

„Es ist doch alles wohl bei euch?" begann sie gesittet. „Die Tante? Der Onkel?"

„Ja, ja, sorg dich nur nicht," unterbrach Thesi nicht sehr höflich. „Du entschuldigst doch, wenn ich mich nicht um das Wohlbefinden der ganzen werten Familie in auf- und absteigender Linie erkundige? Ich setze das Beste voraus, das Schlechte hört man ja so ohne Nachfrage."

„Du bist gelungen," belustigte sich Frau Hansi. „Ich denk' mir's wohl, daß du nicht deswegen zu mir kommst, um über die werte Familie zu reden. Auch nicht, um dir meine böhmische Nase wieder einmal anzuschauen. Ich seh' dir's an, daß du was anderes willst."

„Recht hast du, ich will was von dir," sagte Thesi gelassen. „Ich komme, um einen Erlaß herauszugeben. So etwa wie: Bade zu Hause! Oder: Schmücke dein Heim! Aber zu Haus baden tust du so wie so, und dein Heim ist geschmückt genug."

„Also laß deinen Erlaß hören," forderte Hansi noch immer in bester Laune. „Wie lautet er?"

„Lerne singen!"

„Singen? Ich?" Frau Hansi brach in schmetterndes Lachen aus.

„Lach' nicht so albern," verwies ihr die Rothaarige derb. „Ja, du mußt singen lernen."

„Ich mit meiner schepperigen Stimme? Und ein Gehör hab' ich! Du weißt es doch."

„Grad darum. Beim Singen bildet sich das Gehör, und die Stimme wird angenehmer. Es ist wahr, du hast eine Dienstmädelstimm' und ein Dienstmädellachen. Das paßt zu deiner hochfeinen Wohnung und deiner Weltdamenaufmachung wie die Faust aufs Aug'."

Frau Hansi wurde für einen Augenblick ein ganz klein wenig ernster. Man sah, daß sie anfing zu begreifen.

„Karlchen raunzt auch immer, ich sei zu laut. Bei ihm soll alles gedämpft klingen. Angenehmer könnt' die Stimm' werden, meinst du?" Doch gleich sprach ihr nüchterner Verstand. „Aber was kann denn dir dran liegen? Ein Schmarrn, nicht wahr? Also weshalb? Vermutlich dreht sich deine Sorge gar nicht um mich. Du wirst schon irgendeinen anderen Grund haben. Willst mir einen Meister empfehlen, nicht? Soll ich vielleicht deinem Professor eine Wurzen abgeben? Ich sag dir's gleich: zehn, zwölf Kronen per Stunde zahl ich nicht für meine Dienstmädelstimm', wie du so lieb sagst."

„Das verlang' ich auch gar nicht," beruhigte Thesi sie ernsthaft und überzeugend. „Ich verschaff' dir einen jungen, tüchtigen und billigen Lehrer. Brauchst ihm auch nur drei Kronen zu geben. Und er kommt dafür

noch zu dir ins Haus. Höchst bequem! Wo gibt's einen Gesangsmeister, der ins Haus kommt?"

Hansi Dauner spitzte die Lippen und pfiff. „So also steht die Geschichte? Schau, schau, Fräulein Thesi, der Eiszapfen, das kalte rote Hexel, fängt an, menschliche Anwandlungen zu spüren. Einen jungen Gesanglehrer soll ich mir nehmen, weil du es willst? Na, mir kann's schließlich recht sein. Ich tu' dir gern den Gefallen, wenn dir so viel dran liegt. Aber das sag' ich dir, dann schone ich deine älteren Rechte nicht, sondern lass' mir von ihm den Hof nach Noten machen. Hoffentlich ist er danach. Das sag' ich dir gleich: klein, dick, bucklig oder sonstwie ein Scheusal darfst du mir nicht aufhängen. Wenigstens muß er so aussehen, daß mein Karlchen aus seinem empörenden Ehemannsgleichmut aufgestört wird."

„Beruhig' dich nur," sagte Thesi, „auf den kann dein Karlchen schon eifersüchtig werden. Baumlang und tannengrad ist er, nicht grad schön, aber ein Tenor, der in ein paar Jahren sicher Heldentenor an der Hofoper sein wird, eine Größe, um die man sich in Gesellschaften reißen, bei der man um Bilder und Namensunterschrift betteln wird. Jetzt kannst du das alles noch billig haben: seine Bekanntschaft, sein Bild, seine Handschrift, soviel du davon willst. Was du ihm tust, ist eine ausgezeichnete Anlage für die Zukunft. Und später einmal kannst du dir sagen: ich hab' ihn auf feine Weise vor Hunger bewahrt."

„Hunger? Hunger?" schrie Hansi Dauner. „Wie ist das möglich? Er hungert! Erzähl mir alles; ich muß es wissen. Das kann ich doch beanspruchen?"

„Es ist gar keine so spannende Geschichte," beruhigte Thesi die junge Frau. „Er ist halt von armen Leuten.

Im Klostergymnasium ist er aufgewachsen; die Mönche wollten ihm weiterhelfen, aber er hat keine Lust gehabt, Theologie zu studieren, und ist Buchhändler in einer mährischen Kleinstadt geworden."

„Großartig!" spöttelte Hansi.

„Die Buchhändlerin hat seine Stimme entdeckt, und ihr Mann hat ihm beigestanden, soweit es ging. Eine kleine Gönnergesellschaft haben sie sogar zusammengebracht, die ihm fünfzig Kronen monatliche Unterstützung geben konnte, und auch in Wien haben sie dafür gesorgt, daß er auf der Musikschule kein Schulgeld zu zahlen brauchte."

„Also ein Studienkamerad von dir? Und von fünfzig Kronen monatlich soll er leben?"

„Bisher hat er auch allerlei Nachhilfestunden gegeben, das konnte er ganz gut machen; aber man weiß ja, wie schlecht solche Plackerei bezahlt wird, und es ist ihm schlecht genug gegangen. Im vorigen Jahr hatte er einen Nachmittag bei den reichen Wurms. Wie ich in die dritte Gesangsklasse eintrat, hörte ich, daß er Stunden nötig habe, und ich habe mir's angelegen sein lassen, herumzuhorchen, wo man einen Hauslehrer brauchen könnte. Sechzig Kronen gaben ihm die Wurms für den Nachmittag; da ging's etwas besser als in den zwei ersten Jahren."

„Na also. Und heuer?"

„Denk dir, der Buchhändler ist im Sommer gestorben, und die mährischen Gönner haben die Gelegenheit beim Schopf gefaßt, sich zu drücken. Jetzt kriegt er auch von dort nichts mehr."

„Und die Nachmittagstunden?"

„Die Wurm will sich eine Erzieherin nehmen. Es sind überhaupt schreckliche Menschen; die Buben mästen

sie, und dem Hauslehrer geben sie ein Tässerl aufgewärmten Kaffee mit einer Semmel, die durch ein Schlüsselloch geht."

„Pack!" sagte Hansi wegwerfend.

„Jeden Abend mußte er bleiben, bis sie zu Tisch gingen; ihn zum Abendbrot zu laden, ist ihnen nie eingefallen. Und der ganze Nachmittag! Das nimmt ihm so viel Zeit. Da wär's doch besser, wenn er Gesangstunden geben könnt'. Er unterrichtet sicher gut; Schüler aber finden sich nicht so leicht. Da muß die Hansi dran, hab' ich mir gedacht. Nimm du Stunden bei ihm und sorge bei Freundinnen, daß sie auch bei ihm lernen. Du kennst ja eine Menge reiche Ganseln, die froh sein können, wenn einem was für sie einfallt."

„Thesi, du bist köstlich. Meinetwegen! Ich werd' also singen. Das wird schön werden! Aber sag, ist er wenigstens lieb? Wird er mir den Hof machen? Für meine drei Kronen kann ich das wohl beanspruchen."

„Arme Hansi! Ich fürchte, er wird halt zu viel Ehrfurcht vor dir haben," spöttelte Thesi. „Und dann muß ich dir sagen: sein Herz ist in festen Händen."

„So? Das auch noch?" entrüstete sich Hansi erlustigt. „Wahrscheinlich in den deinigen?"

„Red' kein solches Blech!" trumpfte Thesi auf. „Wir sind sogar Feinde, reden kaum miteinander. Was ich von ihm weiß, hör' ich von anderen. Er kann mich krampfhaft nicht leiden."

„Warum denn?" forschte Hansi neugierig. „Boshaft und giftig bist du ja allerdings."

„Und rote Haar' hab' ich und seh' ganz danach aus, als ob mit mir schlecht Kirschen essen wär'. Mir macht's aber nichts. Ich kenne nichts Ärgeres, als jedem nach seinem Geschmack zu sein."

Hansi lachte. „Du bist wirklich was Besonderes,“ sagte sie. „Aber er muß für seine Feindschaft schließlich doch seine Gründe haben.“

„Kann schon sein; voriges Jahr, wie ich ihn kennen lernte, hat er einen lächerlich braunen Rock getragen, und da taufte ich ihn Lebzeltenreiter, Reiter heißt er nämlich. Eine von den Schülerinnen hat es ihm brühwarm gesagt.“

„Also, wenn er dich nicht liebt, wer ist es dann?“

„Natürlich eine andere; die Rosenmann. Ihr sagt er alles, und sie erzählt mir's wieder. Sonst wüßte ich ja gar nichts von ihm.“

„Ist das die mit der schönen Stimm'?“

„Ja, die. Sie hat aber nicht nur eine schöne Stimm', sie ist auch sonst recht nett; ein richtiges Weib, nicht so ein mageres Bubenmädel wie unsereines. Die Männer lieben das. Wir Frauenzimmer wollen alle schlank und dünn sein, den Männern gefällt es aber umgekehrt besser. Und eine Zukunft hat die Rosenmann doch auch. Ich bitt' dich, wenn der Reiter sich bei dir vorstellt, tu mir den Gefallen, so zu reden, als ob ihn die Rosenmann dir empfohlen hätte. Von mir sollst du jedenfalls nichts sagen.“

„Aber ich kenne sie ja gar nicht.“

„Ich bring' sie dir morgen, damit du den Reiter nicht gar zu sehr anschwindeln mußt.“

„Aber wozu denn das alles? Grad weil er dich nicht leiden kann, sollst du ihn merken lassen, daß er dir Unrecht tut.“

„Davon verstehst du nichts,“ sagte Thesi kühl.

„Und daß du ihn voriges Jahr bei den Wurms empfohlen hast, weiß er das auch nicht?“

„Nein. Er soll auch diesmal nichts erfahren. Wenn

er kommt, sprichst du mit ihm nur von der Rosenmann. Du brauchst nur recht entzückt von ihr zu sein, dann wird er dich sofort reizend finden. Wenn du kannst, magst du ihm den Kopf ruhig verdrehen. Aber du wirst wenig Glück damit haben. Hoffentlich verliebst du dich nicht selber. Er ist halt doch noch kein ganz fertiger Mensch, und dein Karlchen ist ja so weit nicht übel und ein reifer Mann."

„O ja, reif genug," sagte Hansi sauersüß. „Aber ich verlieb' mich schon nicht in den Tenor; aber dich, du Arme, dich muß es ordentlich haben."

„Red keine Dummheiten! Es ist von mir aus nichts als Menschenfreundlichkeit. Heuer sind wir doch in verschiedenen Stunden zusammen, da mag ich nicht neben ihm stehen und mir denken: der Mensch hat nichts im Magen."

Hansi war nicht ganz überzeugt, aber sie wagte nichts mehr zu sagen; man nahm sich gegen die Thesi nicht so viel heraus, wie sie das umgekehrt tat.

„Wie geht es denn mit deiner Stimme?" fragte sie, die Rothaarige hinausbegleitend.

„Oh, recht gut. Sie entwickelt sich zum Staunen," versicherte Thesi.

„Wirst du heuer schon an den Vortragsabenden der Schule singen?"

„Vielleicht. Wenn ich's vermeiden kann, noch nicht."

Hansi lachte. „In allem anders! Deine Studiengenossen wünschen sich's gewiß und reißen sich drum."

„Recht hast du. Ich aber will fertig sein, ehe ich vor die Leute trete."

„Also willst du wirklich —?"

„Zur Bühne gehen?" wollte sie fragen; Thesi fuhr dazwischen: „Natürlich will ich!"

„Tante wird es nicht zugeben.“

„Ich setz' es aber doch durch.“

„Und wenn es nicht dazu kommt?“

„Dann hab' ich wenigstens meine Studienjahre gehabt.“

„So? In dem Fall hast du sie doch verloren. Hängst du denn gar so an der Musikschule?“

„An der Schule grad nicht. — Ich wollte nur nicht so zwecklos in den Tag hineindußeln. So ist meine Zeit ausgefüllt, und ich brauch' meine Seelenkräfte nicht auf Deckerlnsticken, Fetzenanbetung, Besuche und all eure Langweiligkeiten verwenden.“

„Na, Fetzenanbetung treibst du wahrhaftig nicht,“ meinte Hansi erlustigt. Wie ein Schreibmaschinenmädel mit fünfzig Kronen Lohn lief sie herum; und von denen kleideten sich manche besser. Daß Tante Bella so eine Tochter beschert war, das ging eigentlich über den Spaß.

In einem der breiten Gänge der k. und k. Musikhochschule standen hier und da Gruppen jugendlicher Schüler und Schülerinnen beisammen, und mitten durch sie wandelten bedächtigen Schrittes zwei, die auf niemand achteten, indes sie selber das Ziel manches schlau blinzelnden Blickes bildeten, der hinter ihnen dreinflog.

„Gesangstunden? Gesangstunden?“ fragte der große junge Mann, dessen Rock den kleinstädtischen Schneider deutlich verriet, zu dem neben ihm gehenden sorgfältig gekleideten jungen Mädchen, das von seiner lässigen, schlichten Erscheinung, die wenig Eitelkeit verriet, stark abstach. „Gesangstunden? Das wäre mir wahrhaftig im Traum nie eingefallen.“

Trotz seines schlecht sitzenden Anzuges machte er

neben seiner Begleiterin doch keinen unvorteilhaften Eindruck. Mit nur wenig strafferer Haltung und ein bißchen mehr Fülle mußte er eine stattliche Bühnenerscheinung sein.

„Sie singen ja heute schon so gut," lobte ihn die Brünette mit klangvoller, einschmeichelnder Stimme. „Viel besser als irgendein Schüler Dellingers. Sie können es gar nicht von ihm haben. Ich wollte, ich hätte Ihre Schule!"

„Sie haben sich doch über nichts zu beklagen, Fräulein Rosenmann; Ihre Stimme ist ja doch von allen die schönste."

„Wirklich?" Ihre Augen leuchteten. „Ich beklage mich ja auch nicht über meine Stimme. Ich spreche ja nur von der Schule. Ein zweites Mal würde ich nicht zu Professor Sikka gehen. Er ist alt und bequem."

„Das beste muß man doch immer selber tun," sagte er ernst. „Man muß streben — streben — nie mit sich zufrieden sein. Fleißig üben, genau bis aufs Tüpferl. Alles sauber und klar durcharbeiten. Über gar nichts weghuschen."

Fräulein Rosenmann lachte heiter; man hörte an ihrem wunderlieben Lachen, welchen Stimmschatz ihre Kehle barg. „Na, alsdann, hab' ich's nicht gesagt? Sie reden schon daher wie ein richtiger Gesangsmeister. Deshalb hab' ich ja an Sie denken müssen, wie mir dieser Tage in Gesellschaft eine junge Frau erzählte, daß sie gern singen lernen möchte. Sie wollte von mir Stunden haben, aber ich trau mir's nicht zu; hab' auch genug mit mir selber zu tun. Für Sie ist das was. Es ist eine Frau Doktor Dauner, jung, lustig und kommt viel in Gesellschaft. Immerhin ein Anfang; Sie werden sehen, sobald Sie einmal die eine Schülerin haben,

kommen andere von selber, und dann geht alles leichter für Sie."

Sie sagte das so liebenswürdig ermunternd, daß er sie gerührt ansah. „Fräulein Adele, Sie sind ein Engel. Mein guter Engel —"

„Leider nur mit einem einzigen Flügel," scherzte sie, ganz ohne Gedanken darüber, daß der Witz so wenig von ihr stammte wie die Idee des Gesangunterrichtes. Hübsch sah sie aus mit dem kunstvoll behandelten Haar, unter dem das junge, blühende Gesicht leuchtete. Vielleicht waren ihre Züge, einzeln genommen, ein bißchen derb geschnitten, die Nase nicht allzu klein, die Lippen zu voll und feuchtglänzend, das Kinn mit einer leichten Androhung von Massigkeit für die Zukunft, aber unter schön gezeichneten Brauen blickten dunkelblaue Augen hervor und überraschten und entzückten durch ihre Unerwartetheit mehr, als die feurigsten schwarzen es vermögend waren. Unter den jungen Mädchen, die sich neben der jugendlich blühenden im verlängerten Knospenzustand befanden, war keine mit Adele zu vergleichen.

Michael Reiter verstand sich nicht auf Damensachen, so viel aber sah er doch, daß Adeles Kleidung und die verschiedenen Schmucksachen, die sie trug, auf günstige Verhältnisse wiesen. Ihre Eltern mußten vermögend sein. Das schreckte ihn nicht. Seine Stimme würde bald genug die Kluft zwischen ihnen überbrücken. Darüber war er gewiß, daß dies Mädchen mit dem runden, glattweißen Hals, der sich so schön aus der ausgeschnittenen Bluse hob, sein werden müsse.

„Schreiben Sie sich die Wohnung auf," mahnte ihn die Rosenmann, „und gehen Sie heute noch zu der jungen Dame. Und artig sein, Reiter. Die Hand küssen!"

„Nein," wehrte er sich trotzig. „Ich küsse keiner fremden Frau die Hand, schon gar nicht, wenn sie jung ist. Ich tue es schon darum nicht, weil ich mich zu tolpatschig anstelle."

„So, Sie wollen nicht die Hand küssen?" fragte die Rosenmann, und sah ihn vorwurfsvoll an.

Gern hätte er gesagt: „Dir ja, dir schon! — Dir mit Wonne!" Aber er war zu schüchtern. Daß Adele ihn vollkommen verstand, ganz so, als ob er es gesagt hätte, konnte er nicht ahnen. Er schrieb sich den Namen der künftigen Schülerin auf. „Ich bin Ihnen ja so dankbar," murmelte er. „Schon dafür, daß Sie auf der Welt sind und hier in der Akademie. Ich weiß gar nicht, wie das wäre, wenn ich Sie nicht kennen gelernt hätte. Sie glauben gar nicht, wie wohl es mir tut, Sie anschauen zu dürfen."

Die Rosenmann lächelte bezaubernd, wußte sie doch, daß das, was er sagte, von Herzen aufrichtig gemeint war. Angenehm war es immer, mit solchen Augen betrachtet zu werden, und Weihrauch duftet süß, mag ihn spenden, wer will. Sonst hörte sie ähnlich klingende Worte allerdings lieber von irgendeinem Herrn aus ihren Kreisen; das bedeutete mehr, als von dem unerfahrenen, unverwöhnten Reiter. Viel konnte man sich aber nicht aus einem Verehrer machen, der die abgelegte Kleidung eines anderen trug. Ihn das merken zu lassen, wäre aber so unklug wie unfein gewesen.

„Nun darf ich Ihnen auch noch Dank schulden für die Besserung meiner Verhältnisse," sagte Reiter voll echter Empfindung.

„Sie sollten das gar nicht nötig haben," sagte Adele beschwichtigend. „Hätten Sie richtige Fürsprecher, dann müßten Sie vor allen anderen vom Hoftheaterdirektor

gefördert werden bis zum Abschluß Ihrer Studien. Sie hat man abgewiesen, und dafür stolziert Herr Albert Kappelmacher mit gehobenem Bewußtsein dieser Auszeichnung umher und hat nicht einmal halb Ihre Stimme oder Ihre Erscheinung."

Michael Reiter zuckte die Achseln. Es war so, das ließ sich nicht leugnen. „Es ist schwer für junge Menschen mit idealen Vorurteilen über Gerechtigkeit und dergleichen, sich in die Welt zu finden," meinte er lächelnd.

„Ja, es ist eine böse Welt," stimmte sie heiter zu. „Sie aber haben doch die Zukunft für sich."

„Freilich. Nur ist diese Zukunft von meiner Gegenwart noch ein gutes Stück getrennt. Eine Brücke, um hinüberzukommen, um nicht zu versinken, brauche ich nötiger noch als die Luft zum Atmen. Die Gesangstunde, die ich Ihnen verdanke, ist der Anfang dazu."

„Sie werden sehen, die Brücke wird bald fertig gebaut sein," verhieß sie ihm.

„Ja. Ich will es glauben, und danke Ihnen, Fräulein Adele."

Aus einer der Nischen im Gang beobachtete Thesi Winter den Vorgang. „Sie haben ihm doch nicht gesagt, daß die Doktorin Dauner meine Cousine ist?" fragte sie nachher Adele Rosenmann.

„Kein Wort. Er wird es aber doch bald erfahren."

„Wenn es später herauskommt, macht es nichts mehr," sagte Thesi. „Nur vorläufig braucht er es nicht zu wissen."

„Na ja," stimmte Adele bedenklich zu, „denn wenn er es wüßte —"

„Dann ginge er vielleicht gar nicht hin," ergänzte Thesi wacker. „Eben deshalb."

Als Michael Reiter den großen, schönen Vorraum der Daunerschen Wohnung betrat, fühlte er sich von der wohnlichen Einrichtung angenehm berührt und doch auch bedrückt. Bei Wurms war ihm kein guter Begriff von so reichen Leuten geworden. Am Ende fiel es dieser Doktorin auch ein, ihn so von oben herab zu behandeln wie die Pelzhändlerin, oder über seinen Rock die Nase zu rümpfen wie die Winter, das unangenehme Ding. — Lori führte den Besucher in einen hell in Gold und Lichtblau schimmernden Raum. Unwillkürlich stellte sich Reiter die dazu passende Frau vor: groß, schlank, zart und blaß, mit einem rührenden, weltfernen Lächeln. Er konnte nicht sofort daran glauben, die wirkliche Herrin dieses Raumes zu sehen, als die untersetzte Gestalt in marineblauem Rock und safrangelber Bluse eintrat. Er glaubte eher, ein etwas besseres Kinderfräulein vor sich zu haben, nur die selbstbewußte Art, mit der die Eingetretene ihn begrüßte und ihm die weiche, von Ringen funkelnde Hand so geschickt reichte, daß er sie geküßt hatte, ehe er darüber nachdenken konnte, wie das zu machen sei, bewies ihm, daß die „Frau Doktorin" vor ihm stand. Ihr sicheres Auftreten half ihm über alle Verlegenheit fort, die er sonst übel empfunden hätte.

„Ich bin Fräulein Rosenmann sehr verbunden, daß sie mir Sie empfohlen hat," leitete Hansi die Unterhaltung ein. „Es ist hohe Zeit, daß für meine Stimme was geschieht. Erschrecken Sie nur nicht, wenn ich anfang'. Bis jetzt klingt sie einfach entsetzlich. Aber grad deshalb will ich sie ja ein bissel durchbilden." Sie leitete ihn unmerklich ans Klavier und ließ sich prüfen.

Vier- bis fünftausend Kronen mag das Klavier gekostet haben, urteilte Michael im stillen. Die Stimme

damit verglichen, ist eine Kindergeige zu sechs Kronen, wenn's hoch kommt. Ja, alles kriegt man halt doch nicht zu kaufen. Aus der Prüfung entwickelte sich die erste Gesangstunde. Reiter fing an, einen langen Vortrag über Atemholen, Mundstellung, Körperhaltung und dergleichen zu halten, und sang auch einzelne Töne vor. Hansi lauschte mehr auf sein Vorsingen als auf seine Erläuterungen und widmete ihre Hauptaufmerksamkeit der Feststellung, daß er sehr schlecht rasiert sei, einen höchst unvorteilhaften Haarschnitt und eine unmögliche Binde trug, dennoch aber faßte sie mit halbem Ohr auch das auf, was er ihr sagte, und begriff sogar so viel, daß ihre nächsten Töne schon weniger roh und grell herauskamen. Aus Eifer und Gewissenhaftigkeit würde Reiter die Stunde zu lange ausgedehnt haben, aber Hansi hatte dem Mädchen Lori wohl eingeschärft, nach einer halben bis drei viertel Stunden zum Kaffee zu rufen. Reiter mußte also in ihrem hellbraun getäfelten Speisezimmer die „Jause" mit ihr einnehmen, bei der ein weiß bereifter knuspriger Gugelhupf und verschiedene Kuchenschüsseln auftauchten, ganz wie bei einem Fest, wie er dachte. War das bei dieser jungen Dame der Alltag? — Nach dem Kaffee kamen die drei Kinder Hansis hereingetrippelt, aufgereiht wie die Orgelpfeifchen. Das älteste und das jüngste waren Buben, herzige Kerls mit wahren Engelsköpfchen. Das kleine Mädchen dazwischen hatte rötliche Haare und war sehr blaß und unbeschönigbar unhübsch. Hansi lachte: „Verkehrte Welt, nicht wahr? Grad die Edith sollte hübsch sein. Bei mir ist's halt so wie bei meiner Tante. Ihre Buben sind schön, das Mädel nicht. Da fällt mir ein, meine Base ist ja auch auf der Musikschule. Die müssen Sie doch kennen?"

„Wie heißt das Fräulein?“ fragte Michael.

„Thesi Winter.“

„Das ist Ihre Verwandte?“ sagte er überrascht und gedehnt.

„Oh, Sie scheinen nicht sehr erbaut von ihr,“ sagte Hansi lachend. „Das hört man an Ihrem Ton. Ich weiß, die Thesi ist ein schreckliches Mädel. So spottsüchtig!“ — „Da hast du's!“ dachte sie bei sich; die Thesi wollte ja von ihm verkannt werden. Zuletzt gab Hansi ihrem jungen „Professor“ noch einen Briefumschlag mit dem Stundenbetrag für den ersten Monat, was ihn erfreulich überraschte; er glaubte, man würde ihn erst nachträglich bezahlen. Er konnte nicht ahnen, daß Thesi ihrer Verwandten bei allen Höllenstrafen befohlen hatte, ihm ja das Stundengeld vorauszubezahlen.

„Was hast ihm denn sagen müssen, daß wir verwandt sind?“ zankte Thesi, als sie das nächste Mal zu Hansi kam.

„Einmal hätte er es doch erfahren, und ich hab' es ihm so beigebracht, daß er nicht darauf kommen kann, daß du es bist, die ihn mir empfohlen hat. Er glaubt steif und fest an die Rosenmann. Er verehrt sie schrecklich. Die sehe ich noch als ein Paar.“

„Dazu gehören immer zwei.“

„Und sie möchte nicht, meinst du?“

„Ach, die denkt gar nicht daran. Ein Mann wie Reiter braucht eine Frau, die für sein bürgerliches Wohl sorgt, nicht eine, die nur an ihre eigenen Lorbeeren denkt. Aber zerbrechen wir uns doch nicht fremde Köpfe. Es geht auch gar nicht um Reiters Zukunft, sondern um seine Gegenwart. Du mußt ihm Schülerinnen verschaffen.“

„Mit Freude," versicherte Hansi, „aber erst muß ich doch selber ein bissel was können. Dann entschließt sich sicher eine oder die andere meiner Freundinnen; ich mache ja wirklich Fortschritte. Du möchtest nicht glauben, wie sehr meine Stimme in den paar Tagen schon besser geworden ist."

„So lang, bis du deine Hörerinnen zur Nachfolge hinreißt, können wir leider nicht warten," erklärte Thesi bestimmt. „Das muß schneller gehn. Paß auf! So wie ich dir befohlen habe, bei Reiter Stunde zu nehmen, befiehlst du es einem anderen, und der muß es seinerseits wieder jemand befehlen. Verstehst?"

„Ja, natürlich! Aber jeder ist halt nicht so fügsam wie ich." Sie schnalzte mit den Fingern; ein glücklicher Gedanke erhellte ihr Schusterbubengesicht.

„Na also," sagte Thesi, sich befriedigt in den Sessel zurücklehnend. „Manchmal hast du doch lichte Augenblicke. Wer soll das Opfer sein?"

„Marl Stillwitz, Karls Vetter. Du weißt, er ist Jurist. ‚So nennt man sich, wenn man nicht Jus studiert,' sagt er. Er hat einen Baß. Und Geld hat er übrigs genug."

„Marl hat Maxen, ja, der ist's! Dabei bleibt's! Du hast ihm die schwarze Kugel gezogen."

„Ja, und er kommt so viel herum, er kann leicht andere Opfer ausfindig machen," setzte Hansi eifrig hinzu. „Ich werde ihm das schon klarmachen, daß er muß!"

Bei der nächsten Stunde Hansis zog Michael Reiter eine Postkarte aus der Brusttasche und sagte, eigentlich könne man das ja nicht lesen, aber es schiene doch, als ob jemand bei ihm Gesangstunden nehmen wolle und von ihr empfohlen sei. Hansi log keck, ihre bedeutenden

Fortschritte hätten Max Stillwitz dazu bewogen, seinen eingerosteten Baß ein wenig ölen zu lassen. Als Maxl Stillwitz am Sonntag bei Hansi zum Speisen erschien, hatte auch er seine erste Gesangstunde schon hinter sich. Reiter gefiel ihm sehr gut, und gern wollte auch er jemand zum Gesangunterricht pressen, ganz so, wie es mit ihm selber geschehen war.

„Ich weiß auch schon, wer dran glauben muß," sagte er. „Da ist die Frau Kommerzialrat Wiesel, die stark auf mich als künftigen Schwiegersohn rechnet. Das älteste Wiesel ist achtzehn Jahre alt und soweit nicht übel. Ich werde bei nächster Gelegenheit plauschen, daß ich mir eine Frau wünsche, die singt, und andeuten, daß wir demnächst Duette miteinander singen könnten. Du wirst sehen, Hansi, wie das zieht. Nur das eine mußt du begreifen, der Kommerzialrätin kann ich leider nicht sagen, daß sie den Gesanglehrer weitergeben muß."

„Dann mußt du halt noch einen zum Singenlernen bringen und den Auftrag an den weitergeben."

„Gut, das geht auch!" stimmte Maxl zu. „Ich sag' es meinem Freund, dem Ritter v. Kreutzen. Der hat so viel Bekannte. Er kann den Schneeball schon weitergeben."

Nach kaum acht Tagen erhielt Reiter von der Kommerzialrätin Wiesel die Einladung, sie zu besuchen, und auch der Ritter v. Kreutzen meldete sich bei ihm an. Er sah nun schon, daß der Gesangunterricht die Brücke bilden würde, auf der er sicher seiner Zukunft zuschreiten konnte.

Und alles dankte er Adele Rosenmann; alles ihr!

An dem Abend im Januar, als auf dem Vortragsprogramm der Wiener Musikakademie zu lesen stand,

daß Fräulein Adele Rosenmann die Arie der Rezia aus dem „Oberon" und Herr Michael Reiter die Stretta aus dem „Troubadour" singen werde, war der kleine Musikvereinssaal weit besser besucht als sonst an solchen Schülerabenden, denn man wußte, daß man die größten Talente des vorletzten Jahrganges zu hören bekam, und war neugierig darauf.

In einer der ersten Reihen saß Hansi Dauner mit Thesi Winter; neben ihnen hatte eine stark aufgeputzte Dame mit Brillantkämmchen im Haar Platz gefunden, die mit Thesi Winter nicht die geringste Ähnlichkeit aufwies, aber doch ihre Mutter war. Frau Doktor Winter versicherte, daß es ihr sonst nicht darum zu tun sei, solche „kindliche Versuche" anzuhören, aber diesmal sei sie doch neugierig, den hoffnungsvollen Tenor zu hören, von dem Hansi so viel zu erzählen wußte.

„Schade, daß die Thesi heute nicht auch singt," meinte Hansi. „Nicht wahr, Tante?"

„Dann wäre ich sicher nicht da," erklärte die Dame.

„So gering denkst du von ihrer Stimme?"

„Ich bin gar nicht beleidigt," sagte Thesi. „Die Mama hört mich ja nie. Ich singe nur, wenn sie nicht zu Hause ist; also kann ich den ganzen Tag ungestört üben."

„Fratz!" zischte Frau Winter von oben herab.

Ehe die Vorträge begannen, suchte Thesi nach der Rosenmann im Künstlerzimmer. Sie fand sie in einer Ecke, aber nicht allein; Michael Reiter saß im Frackanzug neben ihr, und sah so gut aus, daß manche der Schüler und Schülerinnen ihn kaum erkannten. Adele hatte ihm geraten, nicht darauf zu warten, bis er in den ererbten Frack hineinwachse, sondern ihn für jetzt richten zu lassen; der Erfolg bewies, wie gut der Rat

war. Nur wußte Michael nicht, daß Thesi Winter darauf kam und es der Rosenmann sagte, der nie eingefallen wäre, sich um Reiters kleine Angelegenheiten zu kümmern.

„Wie steht's, Rosenmann?" fragte Thesi.

„Ich bin entsetzlich aufgeregt," klagte Adele. „Eine Angst hab' ich ..."

„Unsinn!" brummte Reiter aufstehend, um der Winter Platz zu machen. „Sie werden doch besser singen als alle anderen."

„Sie können doch dableiben," rief ihm die Rosenmann zu, als er sich entfernte. „Sie brauchen vor der Winter nicht davonzulaufen!"

„Lassen Sie ihn!" wehrte Thesi rasch.

„Ich tu', was ich kann, um ihn gegen Sie milder zu stimmen," beteuerte die Rosenmann. — „Er sieht ganz gut aus, nicht wahr? Und wie finden Sie mein Kleid?"

Thesi sprach ihre Zustimmung ein wenig unaufrichtig aus, denn sie fand das Rosa dieses Kleides grell und die Machart zu geputzt. Aber die Rosenmann konnte und brauchte auch ihren Geschmack nicht zu haben; und wenn eine so jung und schön war wie die, durfte sie anhaben, was sie wollte.

„Hoffentlich sind Sie gut bei Stimme?" fragte sie.

„Ich glaub' schon. Aber den Beifall wie die Wottitzka werde ich sicher nicht haben, die hat ihre ganze Sippschaft bis zum vierzehnten Schnittling im Saal."

„Was soll das ausmachen? Am Ende kommt's doch nur drauf an, das Bewußtsein zu haben, daß man sich so gut wie möglich gehalten hat."

„Aber das Bewußtsein hat man doch nur, wenn tüchtig geklatscht wird," meinte die Rosenmann. „Ich

bitt' Sie, Winter, halten Sie mir ordentlich die Daumen!" bat sie zum Abschied.

Thesi nickte.

Die ersten Nummern, die Klavier- und andere Instrumentalvorträge brachten, ernteten vielen Beifall, da von jedem Vortragenden Angehörige, Freunde und Bekannte im Saal waren. Als das Rosakleid auf dem Podium erschien, ging doch ein anderer Hauch von Spannung durch den weiten Raum. Adele Rosenmann verneigte sich mit anmutigstem Lächeln und setzte zuversichtlich an. Von Beklommenheit oder gar Angst war nichts zu merken; sie war sicher, Erfolg zu haben; ihre schöne Stimme schmeichelte sich dem Publikum mit dem ersten Ton ins Ohr, und nur sehr kritische Leute im Saal ließen sich durch ihre blendenden Mittel nicht völlig verblüffen. Thesi hörte besonders klar. Sie fand den Ton schon unrein angesetzt, die Kadenz verwaschen; und die Rosenmann wußte das alles, darum brüllte sie so. Je mehr Stimme, desto besser, dachte sie, und konnte es ja auch machen. Stürmischer Beifall brach los. Professor Sikka, der mit gerötetem Gesicht und schwitzender Glatze in der ersten Reihe saß, nahm freudestrahlend die Glückwünsche der Nebensitzenden für die Leistung seiner Schülerin entgegen. Thesi dachte unehrerbietig: „Er merkt auch nichts, der alte Thaddädl." Frau Doktor Winter fand die Sängerin großartig: „Ja, wenn du so eine Stimm' hättest, Thesi, dann könnt' man nichts dagegen sagen, daß du zur Bühne willst."

Nun folgten weitere Vorträge, Harfenspiel und Flöte und in bunter Reihe Deklamationen. Mama Winter verlor fast die Geduld, daß der Tenor nicht an die Reihe kam. Endlich erschien er doch und bestach

allein schon durch seine stattliche Erscheinung; als seine große, wohllautende Stimme durch den Saal klang, merkten auch die Ahnungslosesten, daß diesem Schüler die glänzendste Zukunft sicherer war als der Rosenmann. Der Beifall war überlaut, so hitzig und anhaltend, wie ihn sonst nur Hofoperngrößen von der Jugend der Galerie ernten. Die Jugend wurde vor allem durch die Wucht und Schönheit der Stimme bezaubert, indes die Kenner befriedigt fühlten, daß der junge Mann nicht nur drauflos sang wie die anderen, es war gewiß, daß er über seine Mittel schon mit reifem Können Herr war. Thesi war vor Reiters Vortrag aus dem Saal ins Künstlerzimmer geschlüpft, wo sie, neben Adele Rosenmann sitzend, zuhörte. Das Beifallstoben drang fast zum Erschrecken herüber. Thesi sah, wie die frische Farbe der Rosenmann nach und nach erblaßte. Je länger das Stürmen im Saale anhielt, je unruhiger und unzufriedener wurde Adele; ungeduldig bewegte sie ihren Fächer auf und nieder, und schließlich sagte sie halblaut: „Gar so arg brauchten sie doch nicht zu toben."

Thesi verbarg ein derbes Lachen; sie mochte die Rosenmann nichts merken lassen. Sie war ja gekommen, um den Beifall zu hören, war gewiß gewesen, daß es so kommen mußte. Nun ging sie in den Saal zurück, und vermied es, Reiter, der ins Künstlerzimmer zurückkehrte, ihre Glückwünsche zu sagen. Sie sah nur noch, wie er mit glänzenden Augen zu Adele Rosenmann trat, weil er sicher war, bei ihr vor allen anderen rückhaltlosen Anteil zu finden. Das war eben der Unterschied zwischen ihm und ihr. Er würde nie gesagt haben: „Gar so arg brauchten sie doch nicht zu toben."

Die nächsten Monate flogen hin, das Schuljahr war aus, man ging voneinander. Wie Reiter es aushalten würde, sie den ganzen Sommer über nicht zu sehen, fragte Thesi die Rosenmann.

Die zuckte die Achseln. „Der Bien muß halt. Freilich möchte er am liebsten auch nach Weißenbach an der Triesting kommen, wo wir hingehen werden, aber ich hab' es ihm ausgeredet. Das bissel sauer ersparte Geld soll er sich für den Herbst aufheben. Über die Ferien kann er ja zu Verwandten gehen, die eine kleine Pachtung in Mähren haben. Da hat er den Landaufenthalt umsonst. Na, er hat ja endlich auch Vernunft angenommen."

Thesi sah es Reiter an, daß es ihn große Überwindung kostete, so vernünftig zu sein. Finster und trübselig genug sah er drein. Sein Abschied von ihr fiel recht kühl aus. Sie war für ihn die nebensächlichste und gleichgültigste Erscheinung, die er innerlich gar nicht beim Namen nannte; die kleine Rote war sie, weiter nichts.

Die erste Schülervorstellung im nächsten Jahre brachte einen Akt aus dem „Troubadour" mit der Rosenmann als Leonore, Michael Reiter als Manrico und Thesi Winter als Ines. Reiter sagte in dieser Zeit gelegentlich zur Rosenmann, an einem besseren Theater werde die Rote nie mehr als solche Inesrollen, Vertraute und Gesellschafterinnen geben. Adele war es ein Vergnügen, das nicht nur Thesi zu sagen, auch anderen Schülern und Schülerinnen erzählte sie es gern. Von da an blieb Thesi Winter der Spitzname Ines. Sie ärgerte sich nicht darüber. Der Name war ihr lieber wie der geschwollene Taufname Désirée, den

ihre Mama für gut fand ihr anzuhängen. Nicht nur Reiter und die Rosenmann erholten sich den Sommer über gut — die Rosenmann sogar so sehr, daß es des Guten fast zuviel war — auch Thesi hatte ihr möglichstes getan und sogar Milch getrunken, die ihr ein Greuel war. Aber was tat man nicht alles, wenn man zur Bühne wollte; der Erfolg war nicht ausgeblieben. Blaß und schmal war sie noch immer, aber sie sah doch nicht mehr so dürftig und unfertig aus und trug sich auch damenhafter. Leonore Rosenmann war darauf bedacht, so dramatisch als möglich zu spielen, indes Reiter, der seiner Schauspielkunst wenig traute, sich vornahm, auf der Bühne oben so wenig wie möglich aus sich zu machen. Sein Spiel machte darum auch nicht den stümperhaft gewollten Eindruck wie das der Rosenmann, die ihrem Gesang mit übertriebenen und unwahren Bewegungen aufzuhelfen suchte, so daß sich die Tragik der Rolle zu einem Stich ins Lächerliche verschob. Das war man indes bei Schülervorstellungen zu sehen gewohnt, und ihrer schönen Stimme gelang, den übeln Eindruck des Spiels so zu verwischen, daß ein großer Erfolg nicht ausblieb. Nur darüber war kein Zweifel, daß Reiter weit besser gefiel, und das verdroß sie im Innersten, daß sie es kaum verbergen konnte. Reiter hätte es merken müssen. So aber, wie er geartet war, blieb er ahnungslos.

Auch bei den nächsten Vorstellungen kam Thesi nicht über kleine Rollen hinaus. In der zweiten Winterhälfte aber sollte auch sie mehr in den Vordergrund treten. Der erste Akt aus „Norma" wurde einstudiert. Adele sollte die Norma singen, Thesi die Adalgisa, den Sever aber nicht Reiter, sondern ein anderer Tenor. So mußte Reiter die Rosenmann und seine anderen Studien-

genossen einmal als Zuschauer hören. In der letzten Zeit kam er häufig zu Rosenmanns ins Haus, wenn ihm auch die Gesangschüler, von denen er nun mehr hatte, als ihm lieb war, wenig Zeit ließen, um mit Adele gemeinsam zu singen. In seiner ernsten Art mühte er sich seit langen Wochen, die große Arie und die ganze Rolle gewissenhaft durchzunehmen. Aber Adele schien ihrer Aufgabe nicht gewachsen, wenigstens nicht so, wie er es für nötig hielt; er verschwieg ihr seine ehrlichen Bedenken nicht. Die Rosenmann aber lachte nur. Der Professor war ja zufrieden; nur er wollte päpstlicher sein als der Papst. Sie freute sich kindlich auf das fließende Priesterinnengewand, das ihr gewiß großartig stand. Nur Reiter dachte, damit allein sei es nicht zu machen.

Als der Chor auftrat, mußte Reiter über die jugendlichen Gestalten in den losen Gewändern lächeln. Der Tenor, der den römischen Feldherrn Sever gab, glich einem kümmerlichen Schreiberlein, das Gefahr lief, in den Falten seines Gewandes zu ersticken. Der Chor begann: „Norma schreitet ...“ Michaels Herz klopfte so heftig, als ob er selber droben stünde. Mit geweiteten Augen starrte er auf die Bühne. Adele sah in dem wallenden Priesterinnengewand bezaubernd aus, wenn auch ihre Schönheit wenig feierlich wirkte. Gespannt lauschte er ihrem Gesang. Klangvoll und frisch tönte ihre Stimme; in der berühmten Arie aber, dem einstigen Lieblingsstück der berühmtesten Sängerinnen, ließ sich ihre Unzulänglichkeit nicht mehr überhören, und übersehen noch weniger. Und es sah ganz so aus, als glaubte sie schon die fertige Künstlerin zu sein. Glücklicherweise war nicht die ganze Zuhörerschaft so unbarmherzig kritisch veranlagt und gestimmt, hart zu urteilen.

Es ließ sich nicht verkennen, daß Adele den Ohren und Augen aller gefiel. Mit glückstrahlender Miene ließ sie den lebhaften Beifall verrauschen und ging, ohne Ahnung, daß ihre Leistung nichts weniger als vollkommen gewesen, von den Brettern. Nach ihr trat Thesi, im weißen, antiken Gewande, mit aufgelöstem Haar, langsam und traurig einherschreitend, auf. Von ihrem ersten Schritt kam eine merkwürdig teilnehmende Stimmung über die Hörer. Sie wirkte auf ihre nächsten Bekannten überraschend; die langen roten Haare, die sie umflossen, mochten durch angesteckte Strähnen vielleicht bereichert und verlängert worden sein, aber die schön geformten Arme waren doch die ihrigen. Wer hätte die bei ihr vermutet? Sie öffnete die Lippen, ihre helle, wenn auch blasse, doch durchaus nicht schwache Stimme klang so rein und leicht, daß die Hörer angenehm erstaunt aufhorchten. Michael mochte noch so bedachtsam lauschen, er fand nichts an ihrem Vortrag auszusetzen und nahm überrascht wahr, daß die Rote so sang, wie er es von Adele gewünscht hätte. Jeder Ton war ungekünstelt rein und ehrlich gebracht. Sie suchte nicht zu blenden, leidenschaftlich zu erscheinen, mit keinem Hauch, keiner Gebärde überschritt sie die schmale Grenze guten Geschmacks. Kaum kam es zum Eindruck, als stünde eine Schülerin auf der Bühne. Erstaunlich sicher spielte sie, so unbegreiflich ruhig und sicher, daß sie den unbeholfenen Tenor vor dem Verlachtwerden bewahrte. Reiter sah und hörte scharf.

„Ja, sie hat Talent,“ sagte er kopfschüttelnd. „Sie hat den Funken und den Fleiß, ohne den alle Begabung zu nichts führt. Und was in seinen Augen noch mehr war, nicht der Schimmer von gefallsüchtiger Eitelkeit war in ihrem Wesen. Als sie die Stelle sang: „Hier

stahl er mir den Frieden," die sie mit Norma und Sever zusammen spielte, wurde ihm das alles noch mehr offenbar, er konnte sich nicht verhehlen, daß ihre Leistung reifer und künstlerisch tiefer war als die Adeles. Trotz ihrer weit glänzenderen stimmlichen Begabung, ihres die Masse sicher bestechenden Äußeren war es für jeden wahrhaft Verständigen nicht Adele, die die andere in den Schatten stellte. Woher das kam?

Der Vorhang sank, die erregte Jugend tobte sich in einem Beifallssturm aus und kam kaum zur Ruhe. Hansi Dauner konnte den überraschten Eltern Thesis aufrichtig Glück wünschen; waren sie auch beide nicht einverstanden, daß Thesi zur Bühne gehen wollte, angenehm waren sie doch berührt, daß ihr Erfolg so klar und unmißverständlich gewesen. Michael Reiter ging in den Bühnenraum, um die Rosenmann zu sehen. Er mußte warten, weil sie mit dem Umkleiden nicht fertig war, und da Thesi Winter zuerst aus dem Ankleideraum kam, sagte er zu ihr: „Sie haben ja ganz prächtig gesungen und gespielt, ich muß gestehen, daß Sie mich überrascht haben, erwartet habe ich das nicht."

Thesi lächelte: „Daß Sie sich von mir keine großen Erwartungen machten, überrascht mich auch nicht."

Er ärgerte sich über ihren Ton, ohne zu fühlen, daß seine beinahe widerwillige Anerkennung nichts Besseres verdiente. Ob er heute von Adele sehr entzückt gewesen war, fragte sich Thesi. Wahrscheinlich! Liebe ist blind, sagte man, warum also nicht auch noch taub dazu.

Unter den Schülern und Schülerinnen des letzten Jahrganges hörte man von nichts anderem mehr und lebhafter sprechen als von den Aussichten auf An-

stellungen beim Theater, die sich nach der Aufführung erwarten ließen. Reiter waren günstige Anträge gemacht worden, wenn auch keiner zu befriedigendem Abschluß kam; Adele war alles, was sich ihr bot, zu klein und gering. Thesi wünschte sich für ihr erstes Jahr nichts als die Möglichkeit, an einem kleineren Theater arbeiten zu dürfen, um von unten herauf — von der Pike auf — wie sie sagte, zu lernen. Auf dem Ohr aber schien Papa Winter taub zu sein. „Entweder ein anständiger Anfang oder gar keiner," erklärte er, so oft davon die Rede ging. „Wenn ich dich schon zur Bühne gehen lasse, will ich nicht hören, meine Tochter ist in Olmütz oder in Wiener-Neustadt. Ich hab' dem Onkel geschrieben. Du wirst nach Breslau kommen."

Ein Bruder Doktor Winters war dort Musikdirektor und stand in besten Beziehungen zu den Theatergewaltigen der Stadt, daß es leicht für ihn war, seine Nichte am Stadttheater unterzubringen. Eine Stellung ohne Gönnerschaft wäre mehr nach Thesis Sinn gewesen, aber es gab einen besonderen Grund, sich nicht gegen des Onkels Bemühungen zu sperren. Sie unterzeichnete den Vertrag und schloß früher ab als die Rosenmann und Reiter.

„Dort wird sie halt doch nur ihre Inesrollen weiterspielen, ich kann das ja erleben," meinte Michael zu Adele, denn auch er war für Breslau verpflichtet, zu weit vorteilhafteren Bedingungen als Thesi und fürs erste Fach.

„Also werden Sie nächstes Jahr das Vergnügen mit dem Reiter haben," spöttelte die Rosenmann.

„Beneiden Sie mich?"

„Was fällt Ihnen ein! Ich bin froher, als Sie glauben, daß er fortkommt. Er läßt mir ja keine Ruh',

er meint, ich müßt' ihn heiraten, und ich denk' doch nicht dran. Das will er auch nicht einsehen, daß zwei Künstlernaturen selten lang gut tun nebeneinander. Zu allem ist er noch so streng und lehrhaft. Immer findet er an meinem Gesang was auszusetzen. Manchmal möcht' man rein glauben, es sei ein bissel Neid im Spiel."

Thesi sah Adele mit einem Gemisch spöttischer Überlegenheit und heimlicher Entrüstung an. Neid! dachte sie. Davon war kein Hauch in ihm, aber bei der Rosenmann ein derbes Stück Unverstand und Einbildung.

Wieder war das Schuljahr zu Ende; die jungen Leute zerstreuten sich nach allen Windrichtungen, und die fertig Gewordenen unter ihnen vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Im allgemeinen fiel die Trennung leicht genug. Schmerzliche Risse gab es nur, wo zarte Bande angesponnen waren; den allerempfindlichsten aber spürte Michael Reiter, der nicht fassen konnte, daß er Adele nun nicht mehr täglich sehen sollte. Sie war nach Düsseldorf verpflichtet; halb Deutschland lag fürs nächste zwischen ihnen. Sobald er irgendwo fest saß, würde sich Adele besinnen; sie mußte sein werden. Der Gedanke an eine nicht zu ferne Zukunft ließ ihm den Abschied nicht zu schwer werden.

Bald konnte Michael Reiter eine um die andere anerkennende Besprechung aus den Zeitungen ausschneiden und nach Düsseldorf schicken. Wie zu erwarten gewesen, war sein erstes Auftreten ein vollständiger Sieg. Wie sollte er zweifeln, daß Adele sich über seine Erfolge genau so freute, wie er über die ihrigen; denn auch sie konnte ihm lobende, ja im Grunde viel schmeichel-

haftere Zeugnisse ihrer Anerkennung senden. Düsseldorfer Blätter wußten die schöne Stimme, ihre äußere Erscheinung, ihr dramatisches Talent und ihre ausgezeichnete Schulung nicht genug zu loben. Nur einer unter den Zeitungsgewaltigen, ein älterer Herr, der ausnahmsweise wirklich viel von Musik und Gesang verstand, wollte nicht so recht in die Beifallsposaune stoßen. Er schrieb zwar nur für eine Arbeiterzeitung, aber Adele war doch verdrossen, daß sich in dem Chor von Lob und Bewunderung immer ein Mißklang nicht überhören ließ. Wollte denn der Mensch alles besser verstehen als ihr alter Professor Sikka, der immer von ihrem Gesang entzückt war? Adele gestand in ihren Briefen an Thesi, daß sie an Doktor Klaus einen „Feind" habe, nur Reiter, mit dem sie Briefe wechselte, erfuhr nichts davon, denn er war es ja, der ihr oft mit den gleichen Worten ähnlichen Tadel zu hören gegeben. Reiters Erfolge steigerten sich langsam und stetig von Rolle zu Rolle. Es konnte nicht fehlen, daß ihn die Gesellschaft in ihre Kreise zu ziehen suchte; er meinte es aber zu ehrlich mit seinem Beruf, um sich an Zerstreuungen aller Art zu verlieren. Die Rosenmann schrieb Thesi fast in jedem ihrer Briefe, daß sie überall so gefeiert werde, daß ihr kaum rechte Muße zum Lernen und Üben bleibe.

Monatelang bekam Thesi nur kleine Rollen zu singen, so daß Reiters Voraussage anfangs sich bestätigte. Aber auch im unscheinbarsten Spiel erweckte sie durch ihre gut gebildete Stimme, ihre musikalische und darstellerische Sicherheit und nicht zuletzt durch das Besondere ihrer Erscheinung wohlwollende Beachtung. Sie war schon an den Gedanken gewöhnt, sich die ganze Spielzeit über mit Walküren, Rhein-

töchtern und sonstigen Gestalten begnügen zu müssen, da brachte ihr der Theaterdiener eines Tages die Rolle der Donna Elvira im „Don Juan“.

Reiter, der im „Don Juan“ nicht sang, ging am Abend in die Theaterloge; er war doch neugierig, wie die Winter mit der schwierigen, unglückseligen Elvira fertig werden mochte. Als Thesi im schwarzen Samtkleid, das rote Haar hochfrisiert, auftrat, überraschte ihn die Wandlung, die mit dem unscheinbaren, farblosen Mädel geschehen war; an ihren Gesang mochte er den strengsten Maßstab legen, er fand nichts zu mäkeln. Was er im vorigen Jahre für unmöglich gehalten, ward ihm klar bis zum unbedingten Glauben: sie konnte es vorwärts bringen. Und jetzt begriff er auch, woran es lag. Unwillkürlich dachte er: „Hätte Adele ihren Charakter und diese ehrliche Ausdauer, was müßte aus der werden? Mit Adeles Stimme müßte Thesi Winter die erste Sängerin Deutschlands werden.“ Adele — das sah er lange voraus — würde nie zur großen Künstlerin werden, wenn sie nicht bald unter sichere Führung kam. Unter seine Führung. —

Er schrieb der Rosenmann über Thesis Erfolg und suchte ihr klarzumachen, daß sie ihn vor allem ihrem Fleiß danke. Das verdroß die junge Sängerin, und sie schrieb zurück: „Die guten Kritiken der Winter wundern mich weiter nicht. Wozu hat man denn einen Onkel, der Musikdirektor ist?“

Die ungerechte Bemerkung allein verstimmte Reiter nicht, aber sie warf ein unangenehmes Licht auf Adeles Charakter. Er schrieb diese und ähnliche Gesinnungsbeweise in ihren Briefen dem allgemeinen Einfluß des Theaters zu und war oft unangenehm berührt über die Weise, in der sie sich über die einzelnen Mitglieder am

Theater äußerte. Immer wußte sie jeden Erfolg durch anderes als Talent und Verdienst zu erklären. Unduldsam durfte sie nicht werden, durfte sich ihre wienerische Harmlosigkeit nicht rauben lassen.

Michael Reiter sah es an manchen Zeichen, daß nach der Breslauer Zeit sich Bedeutsames für ihn vorbereitete. Von Neujahr an kamen Anerbietungen, obgleich er noch für das kommende Jahr dort gebunden war. Man bot ihm München, Hamburg, schließlich Berlin, und zuletzt kam die Aufforderung, am Wiener Hofoperntheater mit unterlegtem Vertrag zu gastieren.

Noch wagte er nicht zuzugreifen; um einen Achtungserfolg war es ihm nicht zu tun, und so blieb er unentschlossen. Der Mittler aber erklärte ihm, daß man in Wien dringend einen jungen Tenor brauche, als Ersatz für eine Berühmtheit mit größenwahnsinnigen Ansprüchen, die mit dem Leibesumfang und der Ausgesungenheit des Anspruchsvollen um die Wette wuchsen. Wenn er nach Wien kam, konnte er mit Adele sprechen. So sagte er zu. Seine erste Gastrolle sollte die des jungen Siegfried sein, dessen Naturburschentum er auch im Spiel prächtig beherrschte; der Erfolg war in jedem Zug außergewöhnlich, so unbezweifelbar, daß man es fast nicht nötig fand, ihn zwei weitere Rollen noch singen zu lassen. Als Hofopernsänger kehrte er nach Breslau zurück. Man wollte ihn vom nächsten Herbst an schon in Wien haben, allein der Breslauer Direktor verstand sich zu gut auf seinen Vorteil, um den Vertrag sofort zu lösen. Michael Reiter war klug genug, den Vorteil nicht gering zu schätzen, den ihm ein zweites Jahr in Breslau bringen mußte. Seine Werbung um Adele brauchte er ja darum nicht aufzuschieben; Wien war ihm sicher. Jetzt sollte sie nur sagen, daß sie ihn nehmen wollte;

heiraten konnten sie, wenn er nach Wien übersiedelte. Schriftlich aber wollte er seine Werbung bei Adele nicht vorbringen, und einen zweiten Urlaub bekam er sobald nicht wieder. — Bis zum Mai verging die Zeit, ehe er nach Düsseldorf fahren konnte. Dann fuhr er in die im Frühlingsschmuck prangende Welt hinein, um sich Adeles Jawort zu holen.

„Fräulein Winter, ein Herr wünscht Sie zu sprechen," meldete das Dienstmädchen der Familie, bei der Thesi wohnte. „Herr Reiter vom Theater," setzte sie leiser hinzu, mit einem verschämten Lächeln, weil sie den jungen Sänger erkannte.

„Sie kommen zu mir?" fragte sie erstaunt.

Nahe an der Tür blieb er stehen, mit einem so neuen befremdenden Ausdruck in seinen Augen, daß Thesis sonst so feines Gefühl im Augenblick versagte.

„Ich weiß, Sie haben mich noch nie aufgefordert, Sie zu besuchen," sagte er ruhig.

„Nicht deshalb bin ich verwundert. Nehmen Sie doch Platz!"

Sie wies ihn an einen der kleinen geblümten Polsterstühle und ließ sich ihm gegenüber nieder. So saßen sie, zwischen sich ein Tischchen, auf dem ein illustriertes Prachtwerk lag, eines von denen, die wohl „in der deutschen Familie nicht fehlen sollen", das aber niemand liest, es war Hermann und Dorothea, und Thesi fand, daß Hermann Michael Reiter ähnelte. Über das Tischchen weg sah Reiter Thesi noch immer mit dem veränderten Blick an, der sie verlegen machte. Ihm war, als habe er sie bis jetzt noch nie wirklich gesehen. Früher hatte er ja auch in der Tat mehr über sie fort, an ihr vorbei geblickt. Sie wußte das. Er aber merkte

es erst heute, daß er sie drei Jahre lang gesehen und nicht gesehen, gekannt und nicht gekannt hatte.

„Sie sind in Düsseldorf gewesen?“ fragte Thesi, durch sein beunruhigendes Schweigen zu der Frage bewogen, die sie nicht hatte stellen wollen, und die doch nicht zu unterdrücken war.

„Woher wissen Sie das?“

Thesi wies stumm auf ihre Stirn. „Es war nicht schwer zu erraten, als ich hörte, daß Sie auf einige Tage Urlaub nahmen.“

„Wenn Sie so gut raten, wissen Sie wohl auch, was ich dort wollte,“ brummte er.

„Gewiß.“

„Auch was ich für eine Antwort bekam?“

„Auch das kann ich mir denken,“ gab sie zu; fast wäre ihr entschlüpft, daß sie es sähe.

„Nur ich war ein solcher Esel und konnte es mir nicht denken,“ sagte er gedrückt. „Aber alles können Sie doch nicht wissen.“ Eine Pause entstand. Wieder sah er sie mit dem seltsamen Blick an, sichtlich ratlos, was er beginnen sollte. Dann aber raffte er sich zusammen.

„Ist das wahr, daß Sie es waren, die mir die Gesangstunde bei Frau Hansi verschaffte und damit auch alle anderen?“

Daher wehte der Wind?

„Was soll das jetzt für einen Zweck haben? Es ist ja doch so bedeutungslos, wer es gewesen ist.“

„Waren Sie es oder nicht?“ drängte er.

„Na ja,“ entschloß sie sich zögernd, „ich habe auch mitgeholfen, ich brachte doch die Rosenmann zu Hansi.“

„Nein, kommen Sie mir nicht wieder so!“ wehrte er diese Auslegung fast heftig ab. „Sie waren es, Sie

allein. Aus Ihrem Kopf kam der Gedanke, daß mir Gesangstunden helfen könnten. Sie sollen Frau Hansi geradezu gezwungen haben, bei mir Stunden zu nehmen. Und sie mußte Doktor Stillwitz zwingen und ihn dazu bringen, sich weiter für mich zu bemühen."

„Die Rosenmann hätt' auch was Gescheiteres tun können, als Ihnen das jetzt in den Kopf setzen."

„Sie hat es mir gesagt — begreifen Sie das, nur weil sie mich, meine Liebe und meine Dankbarkeit auf einmal los sein wollte. Früher war es ihr gar nicht peinlich, sich für etwas danken zu lassen, woran sie nicht den geringsten Teil gehabt. Da war es ihr nach dem Geschmack, im Lichte meines guten Engels vor mir zu erscheinen. Die Rolle hat sie längst satt." Seine Stimme klang hart: „In Düsseldorf gibt's Husaren mit sieben- oder gar neunzackigen Kronen über ihren Namen. Dagegen ist ein Wiener Hofopernsänger das pure Nichts."

Thesi sah ihm klar ins Auge. „Glauben Sie ja nicht, daß Adele sich erst in Düsseldorf geändert hat. Sie hat nie daran gedacht, ihr Leben an das Ihrige zu binden."

„Aber glauben lassen hat sie mich's. So wie sie mich auch glauben ließ, daß sie immer für mich gesorgt und gedacht hat. Das wenigstens hätte sie damals nicht tun dürfen."

„Damals durfte sie nicht. Ich hatte es ihr mit aller Entschiedenheit verboten."

„Mit welchem Recht? Und wenn auch, sie brauchte sich zur Lüge nicht zwingen zu lassen."

„Das ist kein Vorwurf, der trifft. Ihretwegen mußte das geschehen; Sie wären damals nie zu Hansi Dauner gegangen, wenn Sie gewußt hätten, daß es auf meine Empfehlung geschah."

„So arg war's doch nicht!" brummte er.

„Aber es wäre Ihnen peinlich gewesen, sich von mir auf Umwegen — was man so sagt — fördern zu lassen. Gestehen Sie es!"

„Es war mir auch von der Rosenmann nicht gerade erfreulich. Übrigens begreife ich jetzt kaum, daß ich damals nicht gleich darauf kam, wie mir die Doktorin sagte, Sie seien nahe Verwandte. Vernagelt bin ich gewesen."

„Ja, es ist so merkwürdig als selbstverständlich, daß man so leicht nicht auf unerwünschte Mutmaßungen gerät. Aber heute liegt nichts mehr daran, ob sie es war oder ich oder wer sonst. Das ist doch alles eins."

„Nein, sag' ich, denn es war schuld, mich über die Rosenmann zu täuschen. Ich mußte glauben, Gott weiß was ihr an mir läge, weil sie so für mich sorgte. Ich mußte sie nach allem falsch beurteilen, sie für warmherziger, seelenvoller, kurz für besser halten, als sie ist. Das hat mein Gefühl verwirrt."

„Bilden Sie sich nur nachträglich nicht noch neue Schwachheiten ein!" wies Thesi ihn zurecht. „Sie waren in sie verliebt, weil sie schwarze Haare, blaue Augen, rosige Wangen und blühende Formen hatte. Da dichtet man gern noch Güte und Edelmut dazu."

Reiter blieb beharrlich. „Daß sie sich mit fremden Tugenden schmücken konnte, das ist mir am meisten zuwider."

„Jetzt werden Sie auf andere Weise blind. Ist sie auch kein Engel, wie Sie glaubten, so bleibt sie doch ein ganz liebes, nettes Geschöpf mit sehr verzeihlichen kleinen Schwächen. Daß Sie mehr in ihr vermuteten, suchten und natürlich auch fanden, als in ihr steckt, dafür kann sie doch nichts."

„Sie hat mich doch betrogen," grollte Reiter. „Sie

hat mich lang genug glauben lassen, daß sie sich was aus mir macht."

„Aber daß sie nicht ans Heiraten denkt und vor allem auf dem Theater vorwärts kommen will, das hat sie Ihnen doch nie verheimlicht?"

„Sie wird aber nichts werden!" rief Reiter. „Wenn ich sie am Zügel hätte, dann ja. Aber nicht, wenn sie sich selber überlassen bleibt. Sie verlottert ihre Stimme, sie verbummelt. Am Abend, als ich nach Düsseldorf kam, war ich im Theater. Die Santuzza hat sie gesungen. Es war gesungene und gespielte Kulissenreißerei, nur um vom obersten Juhe Beifall herauszuschinden. Ich bin erschrocken. So notwendig wäre ihr eine starke Führung."

Thesi lächelte. „Davor hat sie sich ja am meisten gefürchtet. Dem Schulzwang entlaufen, hatte sie nicht gerade Lust nach einem neuen Meister. Ihrer Meinung nach hat sie das auch nicht nötig. Man bewundert sie auch so."

„Das ist noch nicht alles," fuhr Reiter fort, den Blick auf den Teppich senkend. „Diesmal habe ich einen Blick in ihre Seele getan, um alles zu ahnen. Sollten Sie glauben, daß sie sozusagen eifersüchtig auf mich ist? Weil man mich nach Wien geholt hat und sie nicht?"

Thesi blickte ihn mitleidig an. Wie lange wußte sie das schon.

„Und wenn wir zusammen in Wien sein könnten, wäre sie unzufrieden, wenn ich mehr Erfolg hätte als sie," ergänzte Michael. „Und sie hat es mir selber gestanden. Sie hat es wahrhaftig an Offenheit nicht fehlen lassen. Ihre Aufrichtigkeit aber kam zu früh oder zu spät."

„Nicht zu spät," verbesserte Thesi. „Gerade noch recht, um für Sie beide gut zu sein. In Adeles Brust

brennt kein heiliges Feuer, sie ist ehrgeizig, will Ruhm und Lorbeeren ernten; als Ihre Frau sollte sie obendrein noch Gattin, Hausfrau und wohl auch Mutter sein. Das kann man von ihr nicht verlangen. Ihre Erziehung ist an manchem schuld. Haben Sie sich nie in der Rosenmannschen Wohnung umgesehen? Haben Sie nie eingezwickte Kleiderzipfel und weiße Bändchen aus Schränken und Schubfächern heraushängen sehen? Nie die Frau Mama im pflaumenblauen Samtschlafrock mit den malerischen Inselgruppen von Flecken und Speiseresten? Über dem ganzen Haushalt liegt ein Dampf von Schlamperei. Der Rosenmannsche Wahlspruch heißt: Es ist schon gut, wie's ist, und wem's nicht recht ist, der soll sich's halt anders machen."

„Das hab' ich allerdings bemerkt," brummte Reiter, der sich bei Thesis Aussprüchen eines Lächelns nicht enthalten konnte. „Es konnte mir ja nicht entgehen, da mir der lächerlichste Ordnungssinn angeboren und anerzogen ist. Das meinte ich ja, wenn ich sagte, daß sie allein verlottert, daß sie jemanden braucht, wie man sagen könnte, den Edelstein zu schleifen."

„Er mag sich aber nicht schleifen lassen."

„Sie verspotten mich?"

„Nein, gewiß nicht! Es war ein so begreiflicher Irrtum. Aber tragisch dürfen Sie die Geschicht' ja nicht nehmen. Sonst müßt' ich Sie wirklich auslachen. Sie sind ja ein wahrer Hans im Glück. Daß Adele Sie nicht will, ist das größte Glück, das Ihnen bis jetzt widerfahren hat können. Ein größeres noch als Ihre Aufnahme in die Hofoper."

„Ich bin auch nicht gekommen, um Ihnen was langes und breites vorzujammern. Es war etwas anderes, was ich wollte."

Er hob den bis jetzt gesenkten Kopf und blickte Thesi groß an.

„Warum haben Sie so viel für mich getan? Für mich, der Sie doch nichts anging, es nicht um Sie verdient hat. — Wir waren eher Feinde als Freunde. Und Sie haben sich meiner angenommen, heimlich für mich gesorgt und gearbeitet, so daß alles wie von selber gegangen ist. Ich mag gar nicht daran denken, was ich für Zeiten ohne Ihren Einfall erleben hätt' müssen. Warum, frag' ich mich. Warum?"

„Der kann einem das Messer ordentlich an den Hals setzen," dachte Thesi. „Warum?" fragte sie laut und möglichst gleichmütig. „Sagen Sie: aus G'schaftelhuberei. Ich bin immer vordringlich und befehlshaberisch gewesen. Es hat mir Spaß gemacht, das nach meinem Kopf zu deichseln. Dank sind Sie mir deshalb keinen schuldig. Das braucht Sie nicht zu belasten."

„Also war — kein — kein — besonderes Wohlwollen für mich dabei?" fragte Reiter zögernd, ohne Thesi anzublicken.

„Ach Gott, ja," lenkte Thesi ein, „Wohlwollen schon. Ich hab' mir gedacht, wie schad' das ist, daß Sie — mit Ihrer Stimme — ums tägliche Brot raufen sollen. Daß man Ihnen helfen sollte. Nochmals, Dank sind Sie mir keinen schuldig."

„Es ist häßlich, daß Sie mir das in einem fort wiederholen," fuhr Reiter gereizt auf. „Ich bin gekommen, um mich bei Ihnen zu bedanken, und jetzt wollen Sie es gar nicht haben."

„Also, wenn Ihnen das am Herzen liegt, bedanken Sie sich meinetwegen," rief Thesi, ihm die Hand entgegenstreckend. „Damit die arme Seel' Ruh' hat."

Er brachte kein Wort durch die Zähne; stumm drückte er ihr die Hand.

„Wenn ich Ihnen was Gutes tun kann," sagte er zögernd.

„Da brauchen Sie keine Angst zu haben!" fiel Thesi ein. „Wir werden schon quitt. Ich werde sicher noch oft genug — sagen wir halt — Ihre Liebenswürdigkeit brauchen können, für mich und andere. Passen Sie auf, wie ich Ihnen noch lästig werd'!"

„Nie! — Ich hab' ein dankbares Gemüt. Das drückt mich halt, daß Sie mir freundlich gesinnt waren, und ich hab' eine Art böse kleine Hex' in Ihnen gesehen; das drückt mich. Von heute an aber sind wir Freunde, nicht wahr? Und darf ich wiederkommen?"

„Ja, da werden meine Haustöchter sich freuen," rief Thesi lachend. „Die schwärmen alle für Sie. Davon haben Sie keinen Begriff."

„Das müssen rechte Gäns' sein," erklärte Reiter unbedenklich.

„So? Dann ist man also eine Gans?" fragte Thesi vorwurfsvoll. „Und Sie wollen ein dankbares Gemüt haben."

Lachend schieden sie. Als er gegangen war, blieb Thesi sehr nachdenklich an der Tür stehen. Wenn Adele Rosenmann schon einen solchen Anfall von Aufrichtigkeit erlebt hatte, was mochte sie Reiter sonst noch alles erzählt haben? —

Sie befragte die Rosenmann in einem Brief und erhielt die Versicherung, daß sie gar nichts gesagt habe. „Ich hätte ihm ja sagen können, daß Sie in der Musikschule furchtbar in ihn verschossen gewesen sind, aber ich hab's ihm nicht gesagt. Das soll er meinetwegen von selber finden."

Mit der Zeit mochte er es auch wirklich herausgefunden haben, denn eines Abends im nächsten Sommer, als Winters und auch Reiter an den Ufern des Wolfgangsees weilten, benützte Michael einen Abendspaziergang, um Thesi zu fragen, ob sie ihre Bühnenlaufbahn aufgeben und sich einzig dem Lebenszweck widmen wolle, für ihn zu sorgen. Und sie willigte ein, seine Ines, seine Vertraute und Begleiterin fürs Leben zu werden.

England ohne Maske und Schminke

Von Stephan Steinlein

Seit dem von England so schamlos wie heuchlerisch angezettelten Weltkrieg hat sich vor weiteren Kreisen das wahre Gesicht Albions, des vor Jahrhunderten schon perfid genannten Volkes, enthüllt. Daran gebührt das größte Verdienst dem in England geborenen Houston Stewart Chamberlain, dessen große Werke seit zwei Jahrzehnten zum Bedeutendsten gehören, was in deutscher Sprache geschrieben wurde. In einem seiner Kriegsaufsätze bezeichnete er als den Zeitpunkt, wo das neue Gesicht Englands sich zum ersten Male zeigte, das letzte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, wo der „moralische Kompaß seinen Norden verlor". Es war die Zeit der unmenschlichen, verbrecherischen Grausamkeiten, die Warren Hastings im Dienst der Ostindischen Handelsgesellschaft an dem mit allen Mitteln unterjochten Indien verübte. Hastings hatte die Einnahmen der Gesellschaft von 3 000 000 Pfund Sterling auf 5 000 000 zu erhöhen verstanden, durch Handlungsweisen allerdings, die vorher unerhört waren. „Hastings hatte sich nicht persönlich bereichert, er hatte als Privatmann nicht andere Privatindividuen betrogen, er hatte vielleicht in seinem Leben keine Fliege getötet; doch im Interesse seines Vaterlandes — das heißt seiner Macht, seines Reichtums — ist er vor keiner Lüge, vor keinem Meineid zurückgeschreckt, hat verraten, wer ihm vertraute, hat Unschuldige nicht beschützt und Verbrecher auf den Thron erhoben; er hat es geduldet, daß andere Menschen Grausamkeiten fürchterlichster Art ausübten, indem er einfach den Rücken drehte, nichts davon wissen wollte, und

englische Beamte, die darüber entsetzt berichteten, ihres Dienstes enthob."

Gegen diesen „modernen englischen Staatsmann" trat der große, edle Burke 1786 im Parlament als Kläger auf. An sechs hintereinander folgenden Tagen sprach er vor der höchsten Instanz im Oberhaus, seine Klagen in jeder Einzelheit begründend, und schloß mit den Worten: „Ich klage Warren Hastings an, im Namen der ewigen Gesetze aller Gerechtigkeit, ich klage ihn an im Namen der Menschennatur, die er mit Schimpf bedeckt hat." In diesem Prozeß fielen Burkes denkwürdige Worte: „Meine Lords, wenn Sie diesen Schändlichkeiten gegenüber die Augen verschließen, dann machen Sie aus uns Engländern eine Nation von Hehlern, eine Nation von Lügnern, eine Nation von Falschspielern; der Charakter Englands, der Charakter, der — mehr als unsere Waffen und mehr als unser Handel — aus uns eine große Nation gemacht hat, der Charakter Englands wird vernichtet sein, auf ewig verloren. Gewiß, auch wir kennen die Macht des Geldes, und wir fühlen sie; gegen sie aber legen wir Berufung ein bei Euren Lordships, damit Sie Gerechtigkeit üben, damit Sie unsere Sitten und unsere Tugenden retten, damit Sie unseren Nationalcharakter und unsere Freiheit beschützen."

Zehn Jahre wurden die Verhandlungen mit allen gerichtlichen Mitteln und Kniffen hingeschleppt. Pitt, der als Premierminister die Akten kannte, sagte: „Es gibt nur eine Rettung: er — Hastings — muß die Staatsnotwendigkeit vorschützen."

Am 23. April 1795 wurde Warren Hastings freigesprochen. „Das neue England — das natürlich schon lange im Werden aus dem alten begriffen gewesen war —

jetzt stand es fertig da," urteilt Chamberlain. Das ist jenes neue England, über das ein anderer großer Engländer unserer Zeit, John Ruskin, in die bitteren Worte ausbricht: „Sorgen wir uns nicht um dieses England; in hundert Jahren zählt es zu den toten Nationen."

Warren Hastings ruht unter den „großen Toten" der englischen Nation in der Westminsterabtei zu London. Schon vor mehr als einem halben Menschenalter schrieb Theodor Fontane: „Westminster forscht nicht nach dem Weg zum Ruhme, es kennt keine Grade, keine Stufen, es kennt nur den Ruhm selbst. . . . Es gibt ihrer viele, die in Sachen des Ruhmes wie John Falstaff denken und von der Ehre sprechen: ‚Sie ist kein Wundarzt'."

Im Jahre 1880 schrieb Ruskin: „Der Engländer bekennt heute nicht mehr: Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, sondern: Ich glaube an Vater Dollar, den alles Bewirkenden." In unseren Tagen prägte Edward Grey, der neue Warren Hastings, der keinen Burke mehr als Ankläger finden wird, das Wort von der Macht der silbernen Kugeln.

Wenn auch erst die Kriegserklärung Englands bei uns Ursache ward, daß im größeren Maßstab als vorher über Englands Art, Gesinnung und unverhüllte Absichten geschrieben wurde, so fehlte es doch in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege bei uns nicht an Männern, die längst kommen sahen, was vom englischen Standpunkt aus unausbleiblich war: die „Isolation" Deutschlands und den lang geplanten Vernichtungskampf gegen den gehaßten Nachbar, um seiner mit steigender Erbitterung wahrgenommenen wirtschaftlichen Erfolge willen. Einem dieser älteren Zeugnisse, das 1904 mit

dem Titel „Weltwirtschaftliche Neubildungen" in zweiter Auflage erschien, sind die folgenden Stellen entnommen; Paul Dehn ist ihr Verfasser.

Man begegnet oft der Auffassung, als seien es besonders der Burenkrieg und die Marokkotage gewesen, die Englands empörte Stellung und spätere Handlungsweisen gegen Deutschland bedingten. So wenig aber die Umbildung des englischen Charakters unmittelbar zu Warren Hastings Zeit erst erfolgte, so wenig läßt sich glauben, daß der Haß auf Deutschland erst durch jene neueren Ereignisse entstand. Sie boten nur die Gelegenheit für seine Äußerungsformen in einer weniger verhohlenen, offenkundigeren Art. Seit den Tagen des Deutschen Zollvereins und des Frankfurter Parlaments verfolgte England die neuere Entwicklung Deutschlands dauernd mit argwöhnischen Augen. Bei Ausbruch des Krieges von 1870/71 stand England anfangs günstig zu Deutschland. Man glaubte überm Kanal an den Erfolg der französischen Waffen und wünschte zugleich auch Frankreichs Schwächung. Als Deutschland sich schlagkräftig erwies, unterstützte man in der zweiten Kriegshälfte die Republik mit Geld, Waffen und Munition und hätte ohne Rußlands sichere Haltung zu Deutschland tatsächlich noch in den Kampf für Frankreich eingegriffen. Bismarck äußerte sich im Anfang des Januar 1871: „Die Engländer sind voll Ärger und Neid, daß wir hier große Schlachten geschlagen haben — und gewonnen. Sie gönnen es dem kleinen, ruppigen Preußen nicht, daß es in die Höhe kommt. Das ist ihnen ein Volk, das bloß da ist, um für sie gegen Bezahlung Krieg zu führen. Das ist so die Ansicht der ganzen englischen Gentry. Die haben uns niemals wohlgewollt und immer nach Kräften geschadet."

Anfang 1888 äußerte sich Bismarck zu Busch, daß England immer darauf aus war, Zwietracht unter den Mächten zu stiften: „Erst richtete sich dies Bestreben gegen Frankreich, dann gegen Rußland, erst war's der Kaiser in Wien, der für sie Krieg führen mußte, dann sollten wir uns für sie schlagen. Erinnern Sie sich an den Erbfolgekrieg Österreichs und die Schlacht bei Dettingen. Gewiß war damals von der werdenden Universalmonarchie in Frankreich jeder andere Staat Europas bedroht in seiner Freiheit und seinem Bestande, keiner aber so sehr wie England. Dann denken Sie an den Siebenjährigen Krieg, wo die Engländer sich den Löwenanteil an der Siegesbeute nahmen, obwohl sie nur wenig gewagt und geleistet hatten verhältnismäßig, wo wir ihnen die französischen Kolonien eroberten. In der letzten Zeit versuchten sie uns gegen die Russen auszuspielen, die ihnen am Bosporus und mehr noch an der Grenze Indiens gefährlich geworden sind. Wir sollten ihre schwachen militärischen Kräfte ergänzen, die russischen in der Flanke bedrohen und festhalten, wenn sie marschieren wollten. Während des Krimkrieges, wo beiläufig die Franzosen wenig Grund hatten, sich mit an den Wagen zu spannen, sollten wir uns ganz gegen unser Interesse mit den Westmächten dem Kaiser Nikolaus entgegenstellen. Ich habe das damals verhindern helfen. Später, 1863, wollte England den Aufstand der Polen zur Schwächung Rußlands begünstigt sehen ... Während des Krimkrieges versuchte England den Kriegschauplatz vom Schwarzen Meer nach der Weichsel zu verlegen. Als der Russisch-Türkische Krieg sich 1877 ankündigte, sollten wir ihn durch Einspruch in Petersburg verhindern, im Interesse der Menschlichkeit, wie die ‚Times' feierlich erklärte

und die Königin Viktoria uns ans Herz legte, in einem Briefe an Kaiser Wilhelm, der von Augusta*) übermittelt und befürwortet wurde, und in zweien an mich. Menschlichkeit, Friede und Freiheit ist immer ihr Vorwand, wenn es nicht Christentum und Ausbreitung der Segnungen der Gesittung unter Wilden und Halbbarbaren sein kann, zur Abwechslung. In Wahrheit aber schrieben die ‚Times' und die Königin im Interesse von England, das mit dem unseren nichts gemein hatte."

Daß England versäumt habe, 1870 gegen Deutschland offen aufzutreten, beklagte der sozialdemokratische Führer Hyndman in seiner „Justice" noch Mitte März 1905. Er nannte es den größten Fehler der englischen Regierung, daß sie nicht unmittelbar nach Sedan zugunsten Frankreichs noch eingetreten sei. Der Engländer Spenser Wilkinson sagt in seinem 1896 erschienenen Buch „Das Erwachen der Nation" unverblümt: daß nichts vorteilhafter für England sei, als wenn die festländischen Europastaaten untereinander, wenn auch nicht in offenem Zwist, so doch in mißtrauischer Spannung leben. Offen wird es als Aufgabe der britischen Nation bezeichnet, die drei Mächte Deutschland, Rußland und Frankreich in dauernder Feindseligkeit gegeneinander zu halten. Als Anfang März 1905 von einer freundschaftlichen Annäherung Englands an Rußland — durch Frankreichs Vermittlung — die Rede war, schrieb Charles Dilke an den Pariser „Figaro": „Es ist besser,

*) Die Schwiegertochter der Kaiserin Augusta, der Gemahlin Wilhelms I., war die nachmalige Kaiserin Friedrich, eine Tochter der Königin Viktoria von England.

daß wir in Friedenszeiten unsere freie Hand behalten, um im Augenblick, wo Kriegsunruhen vorliegen, oder wenn der Krieg ausbricht, die besonderen Bündnisse abzuschließen, die den besonderen Umständen entsprechen. Bündnisse also, die nach unserem Belieben zu wählen die Stärke unserer Stellung zur See uns gestatten wird."

Was Bismarck wiederholt äußerte, daß die Engländer immer ideale Vorwände erfänden, um ihre eigennützige Politik zu verschleiern, daß die hervorstechendste Eigenschaft der englischen Handlungsweise die Heuchelei sei, darüber haben die Vorgänge seit dem Jahre 1914 nun endlich aller Augen bei uns geöffnet; auch die ihrer Verbündeten werden — zu spät allerdings — noch sehend werden.

Seit Beginn der achtziger Jahre, sagt Dehn, trat in England stärkere Abneigung gegen das Deutsche Reich zutage, um von da ab sich zusehends zu verstärken. Eine erste Ursache war das Aufblühen der wirtschaftlichen Kräfte unseres Landes auf dem Weltmarkt; eine zweite die kolonialen Bestrebungen Deutschlands, und die dritte und bedenklichste die Verstärkung unserer Flotte.

Als im Jahre 1861 der Drang nach Schleswig-Holstein erwachte, ließ Lord Palmerston die Deutschen durch die „Morning Post" ernstlichst warnen, ja keine Anschläge auf diese Länder mit dem „prachtvollen Hafen" Kiel zu versuchen und sich den überflüssigen „Luxus" einer Kriegsflotte zu sparen; höhnisch schrieb er: „Die Deutschen mögen den Boden pflügen, mit den Wolken segeln oder Luftschlösser bauen; nie aber, seit dem Anfang der Zeiten, hatten sie den Ge-

nius, das Weltmeer zu durchmessen oder die hohe See oder auch nur die schmalen Gewässer zu befahren."

Englische Heuchelei verkündete in den ersten Kriegsmonaten, daß es das Deutschland Goethes und Schillers, das Vaterland Kants vom Militarismus erlösen wolle, und damit auch die übrige Welt aus Barbarentum und Unfreiheit. Was in Englands Händen dem Weltfrieden dient, ist ja für Deutschland nur ein rohes Mittel der Vergewaltigung. Englands Vergewaltigungstaten aber dienten immer edlen Zwecken, waren nie etwas anderes als Schutzhandlungen. Schon 1902 behaupteten die „Times", daß die deutschen Flottenrüstungen ausschließlich gegen England unternommen würden. Anfang August des gleichen Jahres entdeckte der „Globe", daß die riesige Entwicklung der deutschen Kriegsflotte im Mißverhältnis zu der Handelsflotte und der äußerst kleinen Küstenlinie stünde. Ein Jahr zuvor, im September, rief Sir Robert Giffen in einer Rede zu Glasgow, daß eine neue Seemacht entstünde: „Hütet euch vor Deutschland," war sein wiederholter Ausdruck. Ende August 1902 hetzte die „Daily Mail" Frankreich und Rußland auf, wegen der gefährlichen Absichten der deutschen Flotte. Zur gleichen Zeit gestand der Berliner Berichterstatter des „Daily Telegraph" wörtlich: „Es besteht eine organisierte Partei, welche unaufhörlich wühlt und arbeitet, um die breiten Massen des britischen Volkes für die Idee zu gewinnen, die deutsche Flotte zu vernichten, bevor sie die beabsichtigte Machtstufe erreichen kann." Die Führer dieser Partei sind grundsatzlos in der Wahl ihrer Mittel und verfügen über die einflußreichste Presse, sagt Dehn.

Im „Daily Chronicle" schrieb Fr. Elton, ein höherer Marineoffizier, Anfang August, solange Kaiser Wilhelm lebe, sei dessen Ehrenhaftigkeit Bürgschaft genug gewesen für England: „Wie steht es aber im Falle seines Todes? Sollte England unter diesen Umständen nicht sofort den Krieg erklären? Mit Deutschland allein kann England fertig werden, wie es mit Frankreich unter Napoleon I. fertig wurde." Schon im April 1901 warf Oberst Walford in einem Vortrag zu Plymouth die Frage auf: „Werden wir mit Deutschland Krieg bekommen?" und bezeichnete — abermals mit Hinweisen auf unsere werdende Flotte — den Krieg in den nächsten zwanzig Jahren als wahrscheinlich.

Fortgesetzt arbeitete die Presse jener Jahre mit dem Schreckgespenst eines „Überfalls" durch Deutschlands Flotte und predigte, daß Deutschland Haß gegen England züchte. Die „National Review" verlangte Ende 1902 mit Hinweisen auf die „furchtbare Macht der schnell und ständig sich vermehrenden deutschen Flotte" besondere Vorschriftsmaßregeln strategischer Natur von der Admiralität für den Fall eines Zwistes zwischen Großbritannien und Deutschland. Im November des gleichen Jahres empfahl die „Daily Mail", eine Verminderung der Mittelmeerflotte vorzunehmen, die Nordseeflotte aber zu verstärken. Seither wurde der englische Flottengürtel, der das europäische und asiatische Festland umspannt, auf Kosten weit entfernter Stationen verstärkt. Der Kräfteschwerpunkt wurde aus dem Mittelmeer in den Atlantik, also näher an den Kanal verlegt.

Fast sechs Jahre früher war man noch zuversichtlicher gestimmt, als im „Spectator" vom 16. Januar 1897 zu lesen stand, was im Falle eines Krieges gegen England für Deutschland zu erwarten sei: „Zunächst würden

alle deutschen Kriegschiffe im Stillen Meer und an der afrikanischen Küste versenkt oder genommen werden.... In der ersten Woche nach der Kriegserklärung würde Deutschland einen Verlust von mehreren Millionen Pfund Sterling durch die Wegnahme seiner Handelschiffe erleiden." Die Handelshäuser in den Kolonien „würden vernichtet".... „Der von unseren Kaufleuten so oft beklagte deutsche Wettbewerb auf neutralen Märkten würde vollständig verschwinden." ... „Die anmaßendste Macht in Europa würde eine heilsame Demütigung erleiden," sie würde ein „paar hundert Millionen Pfund Geldstrafe zahlen, ihre Kolonien und ihr politisches und geschäftliches Ansehen verlieren".

Offen sprach man über die Notwendigkeit eines „vorbeugenden" Angriffs gegen Deutschland, und der „Zerstörung" seiner Flotte. So stand im „Vanity Fair" im November 1904: „Wenn die deutsche Flotte vernichtet würde, wäre Europas Friede für zwei Generationen gesichert; England und Frankreich oder England und die Vereinigten Staaten, oder alle drei würden die Freiheit der Meere verbürgen und den Bau neuer Schiffe verhindern, die in den Händen ehrgeiziger Mächte mit wachsender Bevölkerung und ohne Kolonien gefährliche Waffen sind." In einem sehr ausführlichen Artikel schrieb das halbamtliche Fachblatt, die „Army and Navy Gazette", am 12. Dezember 1904: „Wir mußten schon früher einmal einer Flotte (der spanischen Armada 1588) das Lebenslicht ausblasen, von der wir Grund hatten zu glauben, daß sie zu unserem Schaden verwendet werden könnte. Es fehlt in England wie auch auf dem Festland nicht an Leuten, welche die deutsche Flotte für die einzige und wirkliche Bedrohung der Erhaltung des

Friedens in Europa halten." Daran nun fügte sich die Drohung, die deutsche Flotte nicht zu vergrößern. Im März des gleichen Jahres sagte Premierminister Balfour: „Der Umstand, daß jetzt mehrere große Flotten bestehen, die vor fünfundzwanzig Jahren nicht vorhanden waren, ist an und für sich schon eine Sorge für England." — In einem Aufsatz des englischen Admirals a. D. Penrose Fitzgerald, der im Mai 1905 erschien, erklärte er einen Krieg gegen Deutschland „unter Umständen für notwendig". Ein solcher Krieg sei zwar ein schweres Unglück: „Aber ich würde ihn lieber morgen ausbrechen, als ihn, wenn er doch kommen muß, auf eine Reihe von Jahren verschoben sehen, wenn Deutschland zur See stärker sein wird und es ihm möglicherweise gelingen kann, einen Vorteil über uns davonzutragen."

Zu Anfang 1905 schrieb die halbamtliche „Army and Navy Gazette" aber geradezu: „Wir haben das Bewußtsein einer so unbestreitbaren Überlegenheit und Bereitschaft (gegenüber Deutschlands Flotte), daß jedem offenkundigen Akt derselben mit der sofortigen Vernichtung des mechanischen Spielzeugs des Deutschen Kaisers begegnet würde."

Am 3. Februar des gleichen Jahres verstieg sich der Zivillord der englischen Admiralität, Mister Arthur Lee, zu folgendem: „Bei den jetzt bestehenden Verhältnissen könnte die britische Flotte den ersten Schlag führen, bevor noch die andere Partei Zeit finden könne, in den Zeitungen zu lesen, daß der Krieg erklärt sei."

Bald nach dieser Rede schrieb die „Daily Chronicle": „Wenn die deutsche Flotte im Oktober (1904) zerstört worden wäre, würden wir in Europa für sechzig Jahre Frieden gehabt haben."

Und noch im Juni 1905 schrieb in der Pariser „Patrie" ein englischer Admiral F. (Sir John Fisher?), angeblich der „Mann der Zukunft" in einem Krieg gegen Deutschland, England habe großes Interesse daran, sofort gegen Deutschland Krieg zu führen, da Deutschland die englische Überlegenheit auf dem Meere bedrohe und auf englische Kosten ein Kolonialreich schaffen wolle. Deutschland werde um Gnade flehen, wenn England die deutschen Häfen blockiere und die deutschen Kolonien besetze.

Ende April 1905 machte Sidney Whitman in der „Daily Mail" auf die zahllosen Beschreibungen englischer Blätter aufmerksam, die von eingebildeten Zukunftskriegen handelten, von der Landung englischer Truppen auf dem Festlande und von ihren Siegen über die Deutschen. Um dieselbe Zeit, gegen Ende Mai, zeigte sich E. Judet im Pariser „Eclair" sehr besorgt, daß Frankreich in einen englisch-deutschen Konflikt verwickelt werden könnte. Dank dem illusorischen Marokkovertrag habe England „uns das Übelwollen Deutschlands zugezogen, so daß wir vor der Aussicht stehen, im englischen Spiel als Soldaten Eduards VII. gegen den König von Preußen zu dienen". Ein Schicksal, das sich zehn Jahre später erst erfüllen sollte. Er schrieb, England wolle „schnell und stark zuschlagen, um Kiel zu zerstören und Hamburg zu verbrennen. Das ist der Grund, weshalb Eduard VII. sich bemüht, die Erinnerungen an 1870 wieder wachzurufen und unsere Revanchelust zu hätscheln, das ist der Grund, weshalb Wilhelm II., der das Gewitter vorempfindet, auch einen Druck auf die Leitung der französischen Angelegenheiten ausüben will. So aber wird der deutsch-englische Konflikt, der nicht ausbleiben wird, die große Frage fäl-

schen, die allein gestellt werden dürfte: Europa und Asien."

Inzwischen arbeitete England mit der Macht silberner Kugeln, durch eine erkaufte Presse in Frankreich mit dem Erfolg, daß sich auch dort der „moralische Nordpunkt" völlig verschob. Frankreich mußte nun, wie man es in England seit Jahrhunderten gewohnt war, gegen Deutschland sich für Großbritannien aufopfern; diesmal bis zum Verbluten.

Der Gedanke, die deutsche Flotte zu vernichten, die Überzeugung von der Möglichkeit der Zerstörung deutscher Häfen und Städte, beschäftigte England bis zur Besinnungslosigkeit. Anfang 1905 bildete sich schon ein Nationalverband zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in London. Oberstleutnant Maude verlangte ein starkes Landheer, denn: England gehe mit raschen Schritten dem Augenblick entgegen, wo es um seine Weltmachtstellung, vielleicht um sein Dasein als Großmacht einen kontinentalen Kampf auf Leben und Tod zu führen habe, wobei die endgültige Entscheidung nicht von der Flotte, sondern durch ein Landheer fallen müsse. Er forderte eine Armee von drei Millionen Mann.

Die Meinungen über die Überlegenheit der See- oder Landmacht schwankten; von der Überlegenheit der Flotte hielt man sich überzeugt. Damals sagte Schiemann: „Daß, wenn einmal der Tag kommen sollte, da unsere Marine beweisen muß, was sie vermag, die Welt dieselbe Überraschung erleben wird, wie einst durch unsere Armee." Dehns Meinung, im gleichen Jahre — 1905 — lautet: „Nicht immer hat die Größe der Flotte den Ausschlag gegeben. In hervorragenden Fällen der Geschichte sind es kleine Flotten gewesen,

die den Sieg über die großen davontrugen, geleitet durch geniale Flottenführer, mit Hilfe einer geschulten Mannschaft.“ Oft habe sich „an dem Großen die Unterschätzung des Kleinen bitter gerächt“. Zu Ende 1897 fand der englische Flottenkapitän Eardley-Wilmot im „New York Herald“ besonnenere Worte; die deutsche Flotte sei „unübertroffen in ihrer Organisation“. Sie sei noch im Kindesalter, habe große „Traditionen und Erfahrung“ erst noch zu gewinnen. „Aber ich wage zu prophezeien, daß, wenn ihre Dienste das nächste Mal in Anspruch genommen werden, die deutsche Flotte es beweisen wird, daß die darauf verwendete Arbeit nicht vergeblich war, daß diese Flotte eine Rolle übernehmen wird, die man bis zur Stunde als außerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegend betrachtet hat.“

Der englische Fachmann gehört zu jenen seltenen Propheten, deren Aussagen sich erfüllen.

Als der Krieg 1914 ausbrach, hörten wir, daß man unsere Flotte wie „Ratten aus ihren Löchern“ treiben würde. Deutschland wartet immer noch auf diese großangekündigte Tat. Die Zeiten waren andere geworden seit 1870. Als damals, nach Sedan, die englischen Kaufleute Waffen in riesigen Massen nach Frankreich verschifften und Deutschland sich über die Verletzung der Neutralitätspflichten beschwerte, konnten die „Times“ höhnisch fragen: „Wo ist die deutsche Flotte?“ —

Alles bisher Gebrachte ist nur ein ganz geringer Teil dessen, was die englische Presse an jahrzehntelangen bewußten Hetzereien gegen uns in die Welt zu setzen um der „höheren Zwecke“ willen für geboten fand. Daß der Nebenbuhler auf den Weltmärkten „vernichtet“ und politisch „isoliert“ werden müsse, und zwar vor allem

aus Gründen „wirtschaftlicher Notwendigkeit", darüber ließen sich allein aus Dehns Werk genugsame Belege bringen, um der infamen Lüge und schamlosen Heuchelei zu begegnen, wonach das edle britische Reich — das, nach Lord Curzons bescheidenen Worten vom Jahre 1894, „durch die Vorsehung berufen, das größte Werkzeug zum Guten ist, das die Welt gesehen hat" — uns den Krieg erklärte wegen der Neutralitätsverletzung des „armen, unschuldigen Belgien".

Mac Coll, ein englischer Domherr, versicherte 1903 in Berichten der „Times", daß Deutschland das einzige Land in Europa sei, mit dem England unter keinen Umständen zu nützlichem Einvernehmen kommen könne, und zwar „weniger aus nationaler Abneigung als aus wirtschaftlicher Notwendigkeit".

Das Hetzjahr 1905 brachte das französisch-englische Abkommen, und kurz darauf erklärte man in England rücksichtslos, alle Vorbereitungen zu einem Krieg gegen Deutschland treffen zu müssen. Laut wurde versichert, daß die deutsche Handelsmacht und Flotte eine Gefahr seien, von der man in kürzester Frist sich befreien müsse. Die französischen Politiker waren damals noch nicht reif genug für den Gedanken, Englands Söldner zu werden, und Gibson Bowles äußerte am 29. Juni 1905 im Unterhaus: man könne nicht wissen, wie bald man zur Verteidigung eines Bundesgenossen — Frankreichs — in der Nordsee zu kämpfen habe.

In einem Artikel der „Saturday Review" vom 11. September 1897 standen die ewig denkwürdigen Sätze: „Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt (extinguished) würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher sein würde. Völker haben jahrelang um eine Stadt

oder um ein Erbfolgerecht gekämpft; müssen sie nicht um einen jährlichen Handel von 250 Millionen Pfund Sterling (gleich 5 Milliarden Mark) Krieg führen?"

Das ist das neue England auf der Höhe seines Warren Hastings, das gegen den „Militarismus" für die Freiheit der kleinen Nationen kämpft, würdig der Nachfolge eines Mannes geworden, der, nach Burkes Anklage, „den Namen der Menschennatur mit Schimpf bedeckt" und aus England eine „Nation von Hehlern, Lügnern und Falschspielern" gemacht hat. Seine Saat ist nach hundert Jahren ins Kraut geschossen, überreif für den Schnitt geworden. Ob früher oder später und durch wen, gleichviel, das Wort wird und muß sich erfüllen, das 1902 im „Spectator" gedruckt stand, daß die verhängnisvolle Stunde schlägt, die das Trümmerwerk eines explodierten Reiches sehen wird. Die Wege der Vorsehung, von denen Lord Curzon in anderem Sinne sprach, sind nicht immer dunkel, und nicht selten dämmerten kommende Ereignisse der Geschichte erkenntlich genug am Horizont, um sie zu deuten. In der moralischen Welt herrschen Gesetze, niemals der Zufall. Und noch lebt nicht die ganze Welt in der Nachfolge Warren Hastings und seiner Nachkommen. Noch ist die Welt nicht England! — Der Tag, der sie so finden wird, müßte und würde ihr Gerichtstag sein.

Ob es heute jene wissen in England, die es angeht? Ob sie das Gefühl wenigstens einer Menschheitsdämmerung haben, die seit ihrer schamlosen Tat herannaht, sich schicksalvoll ankündigt? Im Oktober 1897 stand in der „Quarterly Review" zu lesen: „Jede Macht hält ihre überseeischen Besitzungen nur für denjenigen Staat

in Verwahrung, der sich endgültig als größte Seemacht erweist. ... Ist England diese Macht nicht, so ist seine Herrschaft zu Ende, und seine fernere Existenz hängt von der Gnade oder Ungnade seines siegreichen Feindes ab. Herrschaft zur See bedeutet für das Britische Reich Sicherheit, Verlust dieser Herrschaft Vernichtung."

Vielleicht bringt dieses Jahrhundert die Entscheidung auch darüber.

Bis zur Stunde bewahrheiteten sich Dehns Worte, die er vor zehn Jahren schrieb. Er sah den Angriff Englands mit Frankreich und Italien als „Hilfstruppen englischer Interessen" kommen, wußte, daß England die „günstige Gelegenheit nützen würde, den verhaßten Konkurrenten niederzuwerfen". Er sagt: „In einem solchen Kriege hätte England viel zu verlieren und wenig zu gewinnen. Vor allem würde die außerordentliche Verwundbarkeit des Britischen Reiches in helleres Licht gerückt werden." ... „Ein Krieg Englands gegen Deutschland, wie er auch ausfallen möge, würde die englische Oberherrschaft zur See, ja die englische Weltmachtstellung nicht festigen, sondern sehr nachhaltig erschüttern und nicht zuletzt die großen englischen Handelsinteressen, die unter jedem Kriege leiden, auf das empfindlichste schädigen." ...

Weltpolitik ist nach *deutscher Auffassung* ein Ringen um die wirtschaftliche und politische Gleichberechtigung aller Mächte und Staaten. Und sicherlich wird man noch einmal allerwärts auf der Erde erkennen, daß allen Völkern ihre nationalen Freiheiten und wirtschaftlichen Interessen am besten verbürgt sind, wenn das Deutsche Reich maßgebenden Einfluß auf die Weltpolitik erlangt. Deshalb erscheint der Eintritt Deutschlands in die Weltpolitik geeignet, in Zukunft ihre friedliche Entwicklung zu verbürgen.

Der Weltkrieg

Neunzehntes Kapitel

Mit 11 Bildern

Das Kriegsjahr 1915 hat mit einer entschiedenen Bilanz zugunsten Deutschlands und seiner Verbündeten abgeschlossen. Noch in den letzten Oktobertagen hatten die Franzosen und Engländer in wütendem Anlauf, unter Einsatz von 92 Divisionen, versucht, die deutschen Linien im Artois und in der Champagne zu durchbrechen. Nach vierzehntägigem furchtbaren Ringen, das Hunderttausende von Opfern erforderte — wovon drei Viertel auf die Angreifer entfielen —, wurde der ursprüngliche Besitzstand bis auf unwesentliche Verschiebungen wiederhergestellt. Gegen Ende des Jahres unternahmen die Franzosen einen starken Angriff gegen den Hartmannsweilerkopf. Es gelang ihnen dabei, mehrere Gräben am Hirzstein zu besetzen, die jedoch in der ersten Januarwoche wieder vollständig zurückerobert wurden. Weitere französische Angriffe bei Le Mesnil zerschellten. Auch die Engländer, deren operative Schlagkraft durch die verlustreiche Herbstoffensive fast völlig gelähmt war, machten sich am 12. Januar durch einen Vorstoß nordöstlich von Armentières wieder bemerkbar; sie wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt.

Schwere Verluste erlitten die Verbündeten, zumal die Engländer, zur See und im Luftkampfe. Eines ihrer wertvollsten Schlachtschiffe, „König Eduard VII.", lief auf eine Mine und ging mit seinen 42 Geschützen unter. Am 10. Januar wurde ein armiertes französisches Kampfflugzeug zur Landung gezwungen und ein englisches Luftfahrzeug abgeschossen, und am 12. teilten dieses Schicksal vier weitere englische Flugzeuge.

Der militärische Mißerfolg in Verbindung mit dem

vollständigen Fehlschlag der diplomatischen Werbebemühungen bei den neutralen Staaten führte zu dem seltsamen Ergebnis, daß dasselbe England, das angeblich ausgezogen war, um den deutschen Militarismus zu bekämpfen, sich zu dem Entschluß gedrängt sah, die Zwangsdienstpflicht bei sich einzuführen. Nachdem in der denkwürdigen Sitzung vom 28. Dezember die Mehrheit des britischen Kabinetts sich grundsätzlich für die Einführung der Wehrpflicht ausgesprochen hatte, wurde die — freilich durch allerlei Ausnahmsbestimmungen durchlöcherte — Regierungsvorlage am 25. Januar mit 338 gegen 36 Stimmen vom Unterhause in dritter Lesung angenommen, nicht ohne lebhaften Widerspruch aus der breiten Masse des Volkes; die Demission des Ministers des Innern, Simon, und der drei Arbeitervertreter kennzeichnet die entstandene Spaltung.



Fliegerleutnant Immelmann,
dem für seine Erfolge im Luftkampf der Orden
Pour le mérite verliehen wurde.

Freilich waren auch die Nachrichten von den übrigen Kriegschauplätzen nicht danach angetan, die Begeisterung

des englischen Volkes für die unbedingte Fortsetzung des Krieges zu heben. Der schwerste Schlag fiel an der Dardanellenfront. Die unter General Monroe bei Seddul Bahr noch zurückgebliebenen Engländer und Franzosen sahen sich unter dem Druck der türkischen Angriffe, die durch das Feuer deutscher und österreichisch-ungarischer Batterien lebhaft unterstützt wurden, zur vollständigen Räumung der Halbinsel Gallipoli genötigt. Der Rückzug wurde in der Nacht zum 9. Januar durchgeführt. Zehn Geschütze und eine Unmasse von Munitions- und Lagerbeute blieben auf dem leichenübersäten Schlachtfeld zurück. Für Englands Ansehen im Orient bedeutet die Niederlage eine kaum mehr zu überwindende Erschütterung: die Macht des Großherrn am Bosporus erhob sich zu neuem Glanze, und Deutschlands Geltung in der mohammedanischen Welt ist fester begründet als je.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Fliegerleutnant Bölcke,
dem für seine Erfolge im Luftkampf der Orden Pour le mérite verliehen wurde.

Während in Mesopotamien der umfassende Angriff der türkischen Truppen auf die britische Rück-



Hofphot. Oskar Tellgmann, Eschwege.

Bombensicherer Unterstand im Westen unter den Wurzeln eines von einer Granate getroffenen Baumes.

zugsstellung bei Kut el Amara rüstig fortschritt, verbesserte sich auch die Lage in Persien zugunsten der Zentralmächte: die persische Regierung erwiderte ein Ultimatum Englands mit Gegenforderungen: ein Beweis, daß Persien nicht gewillt ist, das brutale und ränkevolle Spiel der bisherigen englisch-russischen Aufteilungspolitik weiter über sich ergehen zu lassen. Auch die englandfeindlichen Bewegungen in Afghanistan und Arabien dürften dem Auswärtigen Amt in London zu denken geben.

Englands schwerste Sorge ist aber augenblicklich Ägypten. Während die türkische vierte Armee von der Sinai-Halbinsel her im Vormarsch begriffen ist und durch den Sieg auf Gallipoli neue türkische Streitkräfte zum Angriff auf die immerhin eine Viertelmillion starke englische Verteidigungsarmee in Ägypten freigeworden sind, hat im Westen, an der tripolitanischen Grenze, der Großscheich der Senussi sich dem Heiligen Krieg gegen den Erbfeind tatkräftig angeschlossen. Er hat sich der Oase Siwah bemächtigt und einer britischen Abteilung bei Matruh eine verlustreiche Niederlage beigebracht; damit fiel auch der Hafen von Sollum, den die Engländer seit 1911 besetzt hielten, in seine Hand.

Es ist unter diesen Umständen kein Wunder, wenn Lord Kitchener, der genaue Kenner der Stimmungen und Kräfteverhältnisse im Orient, jedes weitere Unternehmen auf dem Balkan widerrät und die ganze militärische Macht Großbritanniens zunächst für die Erhaltung Ägyptens eingesetzt wissen will. Nur von der Sorge um Ägypten war der — bisher allerdings nicht befolgte — britische Ratschlag an Italien diktiert, Libyen durch ansehnliche Truppenverstärkungen zu decken, und nur um die Verlegung des Weges über



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Deckung in einem französischen Steinbruch. In der Ebene Schützengräben.

Kleinasien (Adalia) nach Ägypten handelt es sich, wenn die „Beschützer der kleinen Staaten" ihre Hand auf die griechischen Inseln Castelorizo und Mytilene legten.

Die Art und Weise, wie die Vierverbandsmächte mit dem neutralen und souveränen Griechenland umzuspringen belieben, stellt sich überhaupt mehr und mehr als eine Häufung der schlimmsten Völkerrechtsbrüche dar, von denen die Geschichte Kunde hat. Seit das französisch-englische Heer durch die stürmisch vorwärts drängende bulgarische Armee am 12. Dezember 1915 über die griechische Grenze geworfen wurde, haben seine Führer den griechischen Staat Schlag auf Schlag seiner Hoheitsrechte beraubt. Griechenland ist heute nur noch dem Namen nach ein selbständiges Staatswesen, und wenn die siegreichen Vierbundstruppen noch immer an der griechisch-mazedonischen Grenze Gewehr bei Fuß stehen, so ist diese vorläufige Schonzeit, die man der Gegenpartei angedeihen läßt, lediglich durch die Rücksichtnahme auf die schwierige Stellung König Konstantins begründet. Allerdings fanden inzwischen die Ententemächte Zeit, ihre Verteidigungsstellung in Saloniki auszubauen und von der griechischen Hafenstadt in aller Form Besitz zu ergreifen. Deutsche Aufklärungsflüge über den feindlichen Stellungen bei Saloniki lieferten mittlerweile den dortigen Machthabern den Vorwand, unter Mißachtung jeglichen Völkerrechts neben Hunderten von griechischen Bürgern und Angehörigen der Vierbundsstaaten die Konsuln Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens, der Türkei und Norwegens kurzer Hand verhaften zu lassen. Griechenlands Proteste verhallten wirkungslos. Erst nach längerer Zeit wurden die Konsuln freigelassen. Bis dicht in die Nähe der Hauptstadt Athen erstreckt sich die Macht-



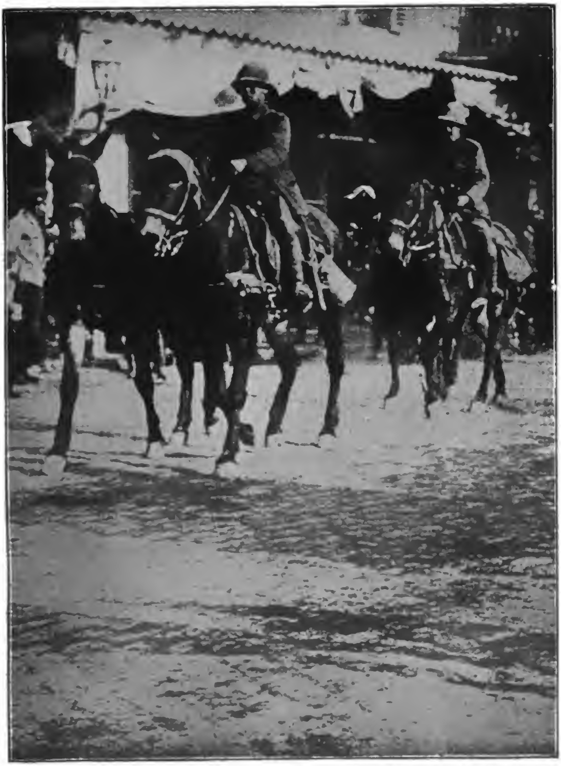
Französische Infanteristen, Musketier und Grenadier, in ihrer neuen Ausrüstung.
(Nach französischer Darstellung.)

sphäre der französisch-englischen Gewaltherrschaft. Unter dem Vorwand, serbischen Flüchtlingen Erholungsstätten zu schaffen, wurde Korfu und gleich darauf das an der griechischen Küste gelegene Santi Quaranta besetzt. Nebenher geht ein brutal-raffiniertes System wirtschaftlicher Knebelung, durch das man den ohnmächtigen Staat vollends mürbe zu machen hofft, und eine zügellose, vom Gelde der Entente gespeiste Hetze gegen den König und die Regierung mit der durchsichtigen Absicht, den Bürgerkrieg im Lande zu entfesseln, um dann mit Hilfe des ziemlich tief herabgekommenen Herrn Venizelos das ungebärdige Griechenland vor den Karren des Vierverbands zu spannen.



Sir Douglas Haig,
der neue englische Oberkommandierende in Frankreich und Flandern.

Wie die Dinge heute liegen, besteht allerdings sehr wenig Grund zu der Annahme, daß der griechische Staat sich je dazu hergeben wird, den höchst unzulänglichen Herren Sarrail und Genossen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Außerdem verspricht der Waffenstillstand



Phot. Emil Listenow, Wädenswil.

Englische Kavallerie in den Straßen von Saloniki.

an der griechisch-mazedonischen Grenze keine allzu lange Dauer; bestimmt auftretende Gerüchte über starke türkische Truppenansammlungen an der Ostgrenze Griechenlands lassen vermuten, daß der Tag der Abrechnung nicht mehr fern ist.

Auf dem westlichen Balkankriegschauplatz hatte sich mittlerweile das Schicksal Serbiens erfüllt. Die geschlagene und zertrümmerte Armee war, verfolgt von deutschen, österreichisch-ungarischen und bulgarischen Truppen, in das Innere des rauhen albanischen Gebirgslandes geflüchtet; nur kümmerliche Reste retteten sich von dort auf dem Seewege nach Saloniki, wohin auch Peter, der König ohne Land, sich einschiffte. Nun blieb als letzter Gegner auf diesem Kriegschauplatz nur noch Montenegro übrig. Nach einer entsprechenden Umgruppierung der Kräfte begann am 5. Januar die österreichisch-ungarische Armee Kövеß die Offensive. Bald waren an der Tara, in der Gegend von Berane und im Raume zwischen Ipek und Plava die vordersten Stellungen des Feindes, in dessen Verbänden auch zahlreiche serbische Versprengte kämpften, genommen. Der 11. Januar brachte einen großen Erfolg. In glänzendem Angriff bemächtigten sich die österreichisch-ungarischen Truppen des als uneinnehmbar betrachteten Berges Lovcen, der wie ein gewaltiger Festungsturm die österreichische Küstenstellung an der Adria beherrscht und die Seefestung Cattaro ständig bedroht hatte. Ein Pfahl im Fleische des verbündeten Nachbarreiches war beseitigt. Italiens Hoffnungen, Österreich jemals von seiner Vormachtstellung an der östlichen Adria abdrängen zu können, waren mit einem Schlage vernichtet. Zugleich entschied sich mit dieser Waffentat die Niederlage Montenegros: denn eine Verproviantierung des Landes war fortan unmöglich, da die österreichischen Batterien auf dem Lovcen die ganze montenegrinische Küste bestrichen. Der 14. Januar brachte dann die Besetzung der Hauptstadt Cetinje, und drei Tage später erging an Österreich-Ungarn König Nikitas Friedens-



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarische Trainkolonne auf einer Bergstraße bei Görz.

bitte, die gegen unbedingte Waffenstreckung angenommen wurde. Einzelne widerstrebende Elemente der montenegrinischen Armee vermochten an der vollendeten Tatsache der Unterwerfung Montenegros nichts mehr zu ändern. Die letzte Ausfallspforte des Landes, Skutari, fiel am 23. Januar in die Hand der österreichischen Truppen. Nun lag Albanien offen vor den Siegern da; Berat wurde besetzt und der Vormarsch auf Durazzo angetreten, während von der anderen Seite her die Bulgaren auf Valona marschierten.

Mittlerweile vollzog sich, abseits von den eigentlichen Kampfplätzen des Balkans, ein Ereignis von außerordentlicher strategischer und wirtschaftlicher Bedeutung: die direkte Bahnverbindung zwischen Deutschland und der Türkei wurde durch die Eröffnung der Linie Berlin—Wien—Budapest—Belgrad—Sofia—Konstantinopel hergestellt. Der erste Balkanzug ging am 15. Januar von Berlin ab. Die Einverleibung Serbiens in die Interessensphäre des Vierbundes war damit eine vollendete Tatsache.

Im Osten, wo die deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte von Riga bis Czernowitz in einer Frontlänge von über 1000 Kilometern aufgestellt sind — zum Teil leider durch das strategische Hindernis der Pripetsümpfe voneinander getrennt —, entschloß sich die russische Heeresleitung, die von der Freiheit der beliebigen Verschiebung ihrer Truppenmassen vollen Gebrauch machen konnte, zu einer neuerlichen Offensive an der bessarabischen Grenze und im Strypa-Abschnitt. Unter der üblichen schonungslosen Preisgabe ihres Menschenmaterials suchten die Russen um die Jahreswende in starken Massen die Linien der Armeen Bothmer und Pflanzer-Baltin zu durchbrechen;



Der österreichisch-italienische Gebirgskrieg.
Ein Leichtverwundeter wird aus der Feuerlinie geschafft.

die Angriffe gelangten aber fast nirgends weiter als bis zu den Drahthindernissen und endeten meist mit verlust-

reichen Mißerfolgen. Es waren hauptsächlich politische Beweggründe, die diese Kraftanstrengungen hervorriefen: man brauchte unter allen Umständen einen Erfolg, um dadurch die Stimmung in Rumänien beeinflussen zu können. Aber der Erfolg blieb aus. Die Armee Iwanow, die sich in außerordentlicher Stärke zum Einfall in Ostgalizien vorbereitet hatte, konnte die ihr gestellte Aufgabe, Czernowitz, die Hauptstadt der Bukowina, bis zur russischen Weihnacht zu nehmen, nicht erfüllen. Auch die wuchtigen Vorstöße an der unteren Strypa und am Dnjestr führten nicht zum Ziele; außer schweren Verlusten an Toten und Verwundeten büßten die Russen bei diesen Kämpfen Tausende von Gefangenen ein. Ein offizieller Bericht beziffert ihren Gesamtverlust in Bessarabien und an der Strypa mit 76 000 Mann, darunter 6000 Gefangenen. Der Hauptanteil an der siegreichen Abwehr der russischen Angriffe, die sich mit tagelangen, durch schwere Erschöpfung hervorgerufenen Unterbrechungen bis in die zweite Hälfte des Januar erstreckten, fiel der ungarischen Landwehr zu, die in standhafter Verteidigung und temperamentvoller Gegenoffensive auch in diesem Kriegsabschnitt Außerordentliches leistete.

Verhältnismäßig ruhig war die Lage an der nordrussischen Angriffsfront, wo es nur am 11. bei Illurt und am 17. südöstlich von Riga zu schwächeren russischen Vorstößen kam, die wenig oder nichts an unserer Frontlinie veränderten.

Auf dem italienischen Kriegschauplatz ließ die Angriffstätigkeit des Feindes merklich nach. Etwas lebhafter ging es um die Jahreswende nur im südlichen schneefreien Tirol her, wo Alpinitruppen bei Torbole zweimal vergeblich angriffen; auch südlich Rovereto und



Die neue Friedens- und Felduniform des deutschen Heeres.
(Garde-Feldartillerist. Bluse, nicht durchgeknöpft, und Helm ohne Spitze mit Überzug.)



Von den österreichisch-ungarischen Truppen zurückgew
Nach einer Originalzeit



r russischer Massenangriff an der bessarabischen Front.
von A. Reich, Wien.

in der Val Sugana brachen italienische Vorstöße unter schweren Verlusten zusammen. An der küstenländischen Front errangen die wackeren Verteidiger Ende Januar einen beträchtlichen Erfolg bei Oslavija, der wichtige Stellungen und mehr als 1000 Gefangene in ihre Hand gab. Die Kriegführung der Italiener war in diesem ganzen Zeitabschnitt so matt und unergiebig, daß sie sich sogar vom „Temps" den Rat gefallen lassen mußten, nach einem anderen Betätigungsfeld Umschau zu halten. Nach mehr als siebenmonatiger Kriegführung und nach Verlust von rund 600 000 Mann haben die Italiener bis heute so gut wie nichts erreicht. Und je mehr Kräfte die Zentralmächte freibekommen, desto näher rückt auch der Tag, an dem Verteidigung und Angriff am Isonzo und in Südtirol ihre Rollen tauschen werden. „Unsere zitternde Besorgnis ist groß," sagte Salandra in Florenz. Und sprach damit nur aus, was Millionen seiner Landsleute heute empfinden.

Auf der deutschen Verlustseite ist nur ein einziger Posten zu buchen: Jaunde, das nach der Besetzung Dualas Sitz der Regierung in Kamerun geworden war, ist am 1. Januar in Feindeshand gefallen. Die heldenhaften Verteidiger halten aber immer noch größere Strecken der Kolonie besetzt.

Da die Entscheidung über das Schicksal unserer Kolonien auf den europäischen Schlachtfeldern fallen wird, braucht uns auch um die Zukunft Kameruns nicht bange zu sein. Ein ziffernmäßiger Überblick über unsere bisherigen Erfolge ergibt einen Landzuwachs von 470 000 Quadratkilometern, eine Gesamtzahl von 3 Millionen Gefangenen und eine Kriegsbeute von 10 000 Geschützen und 40 000 Maschinengewehren. Es gehört schon die fanatische Tatsachenblindheit eines

britischen Imperialisten und geschworenen Deutschen-hassers dazu, sich angesichts dieser Riesenerfolge mit den billigen Lorbeeren zu getrösten, die gelegentlich im Kampf gegen das Häuflein unserer braven Schutztruppen zu pflücken sind.

Die günstige Lage auf den Hauptkriegschauplätzen spiegelte sich auch in der zuversichtlichen und würdigen Haltung des Deutschen Reichstags, wo nach den ausführlichen Verhandlungen über die Ernährungs-fragen sich die Redner aller Parteien in eindrucksvoller Geschlossenheit zum schärfsten Protest gegen die ruchlose britische Kriegführung zusammenfanden, wie sie in der Ermordung wehrloser deutscher Matrosen durch die Bemannung der „Baralong" so drastisch zutage trat. Durch ihre zynische, unsachliche Erledigung der deutschen „Baralong"-Note hat die englische Regierung neuer-dings bewiesen, wie schwierig es ist, über Fragen der Zivilisation und des Völkerrechts mit ihr zu verhandeln. Käme es auf Wortgefechte allein an, so würde der Kampf um die Freiheit der Meere, um den es heute im wesent-lichen geht, sicherlich niemals ausgefochten werden.

Die Amerikahöhle

Eine Auswanderergeschichte von A. Frank

Über den Kamm des Gebirges, das hier die Grenzmark zweier Länder bildet, schritt ein wunderliches Paar. Ein hoher, stämmiger Mann, in der einfachen Tracht der Bergbewohner; um den Leib trug er einen schwarzen, silbergestickten Gurt. Wenn er mitunter hart auftrat, war es, als ob es darin klapperte und klimperte, lieblichsten Klang, Silberklang! Und mit der Hand mußte er ihn stützen, so schwer war der Gurt.

Neben ihm ging, hastigen Schrittes, ein junges Weib. Die Eile hatte das bleiche Antlitz gerötet; Ungeduld, Erwartung, Sorge sprachen aus dem tiefschwarzen Auge, das sie mit einem unsäglichen Ausdrucke von Zärtlichkeit bald auf den Gatten neben ihr, bald sorgsam und mütterlich auf ein Kindlein heftete, das, die vollen roten Wangen fest anschmiegend an die Brust der Mutter, in ihren Armen lag und schlummerte.

Es war ein frisch-kalter Wintertag. Die Sonne glitzerte lustig durch die nackten Zweige, der Himmel war blau und hell; nur weit im Norden lagen Schneewolken aufgetürmt, weiß und blank, daß man sie kaum unterscheiden mochte von den fernen Bergspitzen, die wie ein Riesenvolk trotzig emporstarrten in die unbegrenzte Luft. Aus dem Tale herauf winkten goldene Kirchturmfahnen, rote Dächer, ehrwürdig bemooste Giebel, und der Rauch, der in langen, geraden Säulen bläulich emporwirbelte, schien den einsamen Wanderer gastlich hinabladen zu wollen in die sichere Umfriedung des Dörfchens, an den warmen Herd, ehe noch die Sonne sich zum Abschied neigte.

Aber der Mann selbst sah verwegen und finster aus;

um den hageren Mund schwebte ein Zug des Unmuts, und die von schlichten schwarzen Haaren fast überdeckte Stirn war wie von Groll gerunzelt.

Lange gingen die beiden Wanderer ernst und schweigend nebeneinander. Es war, als laste auf ihnen ein Gram, eine Bangigkeit, eine Furcht, die beiden die Zunge fesselte.

Endlich — der Weg wandte sich hier tiefer ins Gebirg, so daß die Aussicht rückwärts dem Auge entschwand — blieb der Mann stehen, und, an einen Felsblock gelehnt, das Haupt nachdenklich auf den hohen Wanderstab gestützt, ließ er den finsteren Blick, wie prüfend, bald zurück nach Westen schweifen, bald ostwärts in das Land vor ihm. Die gewaltige Bewegung der starken Muskeln seines Angesichtes ließ einen harten inneren Kampf ahnen; bis endlich jeder andere Ausdruck einem fast hämischen Lächeln wich, mit dem er völlig gedankenlos vor sich hinstarrte.

Das junge Weib trat vor ihn, feuchten Auges, mit gepreßten Lippen und zurückgehaltenem Atem beobachtete sie die Mienen ihres Mannes. Kein Wort ward laut zwischen beiden.

Da schlug sie das Tuch zurück, darunter der Knabe lag, und mit dem einen Arm den Nacken ihres Mannes umschlingend, reichte sie ihm mit dem anderen das Kind dar, das, im Schlummer lächelnd, nichts wußte von all den großen und kleinen Sorgen, die seiner Eltern Herz umdüsterten. Der Mann fuhr auf. Wie Sonnenschein glitt es über sein Angesicht; über das Kind hingebeugt, küßte er es sanft und ergriff rasch die Hand seines Weibes. Sie aber konnte nicht mehr schweigen.

„Wie du nur bist, Joseph!“ sprach sie flüsternd.

„Gehst neben mir her, ganz stumm, siehst mich nicht an, murmelst für dich allein und zählst an den Fingern. Ist das eine Heimkehr, Joseph? Sieht man so aus, wenn man zurückkommt in die liebe deutsche Heimat, ein rechtschaffenes Ehepaar, Geld im Sack und ein gottsliebes Kind auf dem Arm? Wie? Oder sehen wir nicht aus, als wären wir auf dem Schub über die Grenze gebracht, und wir wüßten nicht, wo wir unser Haupt hinlegen sollen? Das war einst so; aber anders war es doch — denn du, Joseph, liebtest mich.... Du liebst mich nicht mehr!" rief sie, und ein heißer Tränenstrom stürzte ihr aus den lieben Augen. „Das Geld hat dir das Herz abgestoßen, hast den Mammon lieber als mich, bist wohl ein reicher Mann geworden — aber verarmt im Gefühl."

Unmutig sprang der Mann empor. „Wohl, wohl!" rief er. „Das hab' ich um dich verdient; mir geschieht schon recht. Ich bin ja nun einmal der Tor gewesen, der um Weibertränen seine schöne Zukunft opferte. Es ging uns gut da drüben überm großen Teich; ich konnte das Jahr schon abzählen, wo ich hätte Geld auf Zins geben können, jedes Jahr mehr. Und nun, wie kam es? Nun weintest du, nun grämtest du dich, nun behauptetest du, du müßtest sterben im fremden Lande, nun sehntest du dich heimwärts zu deinen Eltern. Wahrhaftig, wenn in diesem Augenblick alles Geld, das ich im Gürtel trage, sich für mich in eitel schwarze Kohlen verwandelte, es geschähe mir recht, völlig recht, so dumm bin ich gewesen. Auszuwandern, wo es einem so gut ging! Das schöne Geschäft zu verkaufen, eben da es so recht in den Flor kam. Je nun," unterbrach er sich selbst, und ein behagliches Lächeln spielte flüchtig um seinen Mund, „der Kaufschilling war

nicht schlecht; aber ward mir auch die Zukunft bezahlt, der mögliche, der gewisse Erwerb? Nun ziehen wir heimwärts, wie die Bußfahrer, aus dem weiten lustigen Land in die finstere Talschlucht, und ich, der ich aufrecht gestanden vor Kaufherren und Edelleuten, soll mich nun bücken vor deinen Eltern und meine Zeit hinbringen, sie zu warten und etwa in den Schlaf zu schwätzen. Indes, wer weiß —"

„Mann, Mann," rief das Weib entsetzt, „vollende nicht! Ich weiß, was du sagen willst. Wenn sie nicht mehr lebten! Wenn sie hingegangen wären, unversöhnt, ohne Hoffnung, ohne Tochter, die ihnen die Augen zugedrückt, ohne daß sie unser Kind geherzt haben in Großelternfreude!" Sie verstummte zitternd.

Joseph erschrak, er beugte sich nieder zu dem geliebten Weibe, und je länger er ihr ins Auge sah, je milder wurden seine Züge; er umschlang sie heftig, zog sie zu sich herauf, küßte ihr die Tränen vom Gesicht. Er war ängstlich und schmeichlerisch, wie einer, der sein Unrecht will vergessen machen.

„Liebes Weib," bat er, „du weißt, ich bin oft ein eitler, wirrer Kauz; habe Geduld mit mir. Das jahrelange Hocken im Tal, bei der Arbeit, hat mir das Blut dick gemacht in den Adern, — vergib mir, liebes Weib!"

Aber sie konnte den Tränen keinen Einhalt tun. „Nein, nein!" seufzte sie. „Das hab' ich stets gefürchtet, und nun kommt es, wie mein Herz es mir sagt. Schau," fuhr sie fort und sah sinnend um sich, „es ist dieselbe Gegend, derselbe Pfad, derselbe Stein, auf dem wir sitzen, wie damals. Fünf Jahre sind es; du warst ein schlanker Bursche, lieb und gut und rüstig; wir liebten uns, aber du warst arm, und meine Eltern sind es auch. Unsere Liebe war ihnen eine Torheit; sie drohten mir

mit ihrem Fluche. Aber du batest so süß, locktest so zärtlich — und ich ließ mich ja so gern verlocken! 's war ein lustiger Maienmorgen, die Luft warm und lind, die Täler grün. Ich stand auf vor der Frühmette und schlich mich durch die Pforte; da standest du und nahmst mich in deinen Arm, und wir herzten uns und küßten uns. Die Eltern hatt' ich nicht geküßt; ohne Abschiedkuß, ohne Händedruck fort, weit in die Welt! Und da rannten wir im Fluge, und ich hörte die Glocke läuten und dachte: nun stehen die Eltern auf und suchen dich und finden dich nicht und jammern. Dacht' es und fühlte — nichts. Ach, ich war ein sündhaftes Ding! Die Glocke tönte mir nach: ‚Kehr' um, kehr' um!' Ich verstand sie nicht, ich hing mich in deinen Arm — und so zogen wir übers Meer ins fremde Land, arm und bloß, nur im Herzen unsere Liebe und unseren leichten Mut. Du wurdest Arbeiter in der Glasfabrik — ach, es war eine trübe, schwere Zeit! Aber du bist ein anstelliger Mann, die künstlichen Schleifereien, die aus deiner Hand hervorgingen, wurden beliebt weit und breit; ich ließ es auch nicht fehlen, Tag und Nacht saß ich am Spinnrade. Und wie wir so treu aushielten und warteten in Geduld und ließen Mut und Arm nicht sinken, da kam das Glück; da schenkte uns Gott dies Kind, da segnete er deine Arbeit, da wurden wir wohlhabend —"

„Wohlhabend!" unterbrach sie Joseph, und ein seltsam unheimliches Feuer glühte in seinen Augen. „Ja, das sind wir, Anna, und es ist gut so, wie es nun gekommen ist. Das Geschäft drüben hab' ich verkauft, und nun ziehen wir nach Hause, deine Eltern mit uns auszusöhnen. Es ist sehr gut so. Sie sollen sich wundern, die alten Leute, und die Muhmen und Vettern, die

ewig klugen, und all das Volk im Dorfe, wenn nun der verlaufene Joseph wiederkommt, reicher als alle die armen Schlucker, und gewandt und witzig, wie sie hinter ihren Pfählen niemals werden. Sie sollen aufhorchen und Augen machen, was wir erzählen können von fremden Städten. Ich will auch nicht die Hände in den Schoß legen," setzte er eifrig hinzu. „Ich fange den Kram hier von neuem an. Wir wollen noch reich werden, Anna, sehr reich!"

„Nicht doch, Lieber!" bat Anna. „War denn Reichtum das Ziel, wonach wir strebten? War er die Hoffnung, für die ich lebte, liebte, litt, daß wir nun prunken wollen und Hoffart treiben mit diesen Gaben, die uns der Himmel ohne unsere Würdigkeit geliehen? War's nicht vielmehr das Bild meiner Eltern, das mich wach erhielt am Spinnrocken weit über die Mitternacht hinaus, das mich vom Lager scheuchte früh mit dem ersten Hahnenschrei? Das war m e i n e Hoffnung," rief sie mit Entzücken. Alle Trauer war verschwunden, ihr Antlitz glänzte lieblich vor Freude. „Komm, komm! Wenige Stunden noch, und ich liege in meines Vaters, in meiner Mutter Armen; ihre Hände, die sich abwandten in Fluch, sollen auf unserem Haupte ruhen in Segen. Laß uns eilen, Joseph!"

Das Kind war erwacht, und die kleinen Händchen aus dem Tuche hervorstreckend, schaute es die Mutter mit klaren, klugen Augen an. „Gelt, Schelmchen!" rief Anna und herzte den Knaben. „Merkst den Großvater, mein Närrchen?" — Und hurtig, beschwingt von der Gewißheit eines nahen Glückes, zogen die Wanderer ihres Weges weiter.

Aber schon war die Sonne gesunken, und das Schneegewölk hatte sich von Norden her wie ein weiter grauer

Mantel über den ganzen Himmel hingelagert und fiel langsam in großen, dichten Flocken nieder.

„Ein garstiges Wetter!“ sagte Joseph. „Es tut nicht gut, bei solchem Schneetreiben nachts im Gebirge sein; mach geschwind, meine Liebe!“

Immer dichter und dichter wirbelte der Schnee, ringsum war die Gegend weiß verhüllt, und ein erstarrend kalter Wind fuhr durch die Schlucht. Anna zitterte vor Frost. Ihr Kind fest an sich ziehend, fragte sie oftmals: „Wie weit noch, Joseph?“

Der aber ging tiefsinnig vor ihr und antwortete nur mit unverständlichem Gemurmel; das Herz war ihm beklommen, denn zu gut kannte der erfahrene Mann das Gefährliche eines Schneetreibens, die Tücke des Weges, das Gräßliche des Fehltritts zur Nachtzeit, mitten im Gebirge, zwischen Klippen und Klüften, fern von aller menschlichen Hilfe. „Eile dich, eile dich!“ trieb er und schaute rechts und schaute links, daß er auch nicht den Weg verfehle, und horchte bang umher, ob er keines Menschen Stimme vernehme.

Der Schnee wirbelte, und der Sturmwind sauste ohne Rast.

Plötzlich stand Anna still. „Nun geht es nicht weiter,“ stöhnte sie. „Nun halt an, ein wenig nur, mein Fuß versagt.“

„Um Jesus!“ rief der Mann. „Nur jetzt nicht, Anna, nur jetzt halte dich aufrecht; jede Minute vergrößert die Gefahr, jedes Zögern beschleunigt unser Verderben. Reich her den Arm, komm!“

Und riesenkräftig, mit raschem Schwunge, hob er die holde Last auf seine Schultern; sie schwankte wie eine welke Blume, mit beiden Händen hielt sie das Kind umklammert, ihre Locken flatterten im Sturm.

Er aber ging, mit dem Stabe vor sich her tappend, schon bis ans Knie in den losen, feuchten Schnee versinkend, mühsam vorwärts. Kein Sternchen schien; in weiter Ferne hörten sie Glocken schlagen.

Das Kind wimmerte und schrie; Anna war starr vor Kälte und Bangigkeit. „Oh, Lieber," seufzte sie, „ich bin so müde; sind wir denn noch nicht daheim?"

„Bald, bald!" tröstete Joseph und mußte erschöpft stille stehen. „Nur noch eine Stunde Geduld."

„Ach," sagte sie, „ich will ja gern geduldig sein; denn siehst du, nun sitzen die Eltern vor dem großen schwarzen Ofen und blinzeln in die Glut und denken an ihre lang verlorene Tochter und grämen sich. Und siehst du, Joseph, wenn sie sich dann satt geweint und schon den Abendsegen lesen und nun ins Bett steigen wollen, — dann geht die Tür auf, nicht wahr, und wir treten ein, und sie küssen uns und küssen ihren Enkel, und dann ist es Friede und Freude ewiglich." Und so lallte sie fort, halb schon vom Schlummer überwältigt.

Aber dem Mann erbebte das innerste Herz; eine furchtbare Ahnung quälte ihn, und er vermochte es nicht, sie los zu werden. Plötzlich stand er still und setzte sein Weib leise neben sich. „Nun," sagte sie, „sind wir zu Haus?"

„Bald!" antwortete er mit gepreßter Stimme. „Aber jetzt, Anna, warte hier — ich muß voran — wir haben uns verirrt."

Anna fuhr empor. „Verirrt! ... Heiliger Gott, — das Kind!" ...

Es brach dem Manne das Herz; mit schwimmenden Augen schaute er um sich. Sie standen bei einem Felsblock, dessen hohe Wölbung eine Höhle bildete, und

notdürftigen Schutz gegen den Grimm des Unwetters zu versprechen schien. Dorthin wollte er sein Weib geleiten.

Sich fest an ihn klammernd, widerstand sie. „Wohin willst du?" rief sie. „Der Tod ist so bitter! Nun hat meine Ahnung nicht gelogen, nun ist es gekommen, wie ich dir sagte; das ist Gottes Hand! Nicht von der Stelle darfst du, du bleibst hier — hier," rief sie, ihre Tränen strömten: „Bei mir, bei deinem Weibe — wir sterben zusammen, Joseph."

Joseph rang die Hände und blickte flehend gen Himmel; aber nur die kalten Schneeflocken fielen auf sein Angesicht und mischten sich zerschmelzend mit den Tränen des starken Mannes. „Und unser Kind?" sagte er bebend.

„Ach, unser Kind!" lallte das unglückselige Weib. „Unser schuldloses, armes Kind!" Sie riß das Tuch auf: der Kleine lag und schlief; aber die Händchen waren starr. „Er ist tot!" sagte sie langsam und schlug das Tuch zusammen.

„Nein, nein," sprach Joseph. „Er atmet, er lebt. Um dieses Kindes willen, komm! Es wird ja noch alles, alles gut."

„Nimmer," murmelte Anna und wankte, von Joseph geführt, auf den nahen Felsen zu.

Ein Granitblock erschwerte und verteidigte zugleich den Eingang zur Höhle. Aber mit gewaltiger Anstrengung, die letzten Kräfte sammelnd, hob Joseph Weib und Kind hinüber. Die Höhle war warm und trocken. Sanft legte er seine süße Bürde nieder. „Hier bleib, Liebste," bat er. „Hülle das Kind und dich wohl ein; in wenigen Minuten, will's Gott, bin ich zurück. Bleibe wach, Anna, schlafe nicht. Denk an die Eltern,

an dein Kind, an mich, und bete.“ Glühend preßte er sie an sich. „Fort! Fort!“ rief er und sprang zurück aus der Höhle. Aber noch einmal kehrte er um. Mit beiden Händen faßte er Annas Haupt, und niedergebeugt starrte er sie mit verzehrendem Auge an. Lautlos ruhten sie Stirn an Stirn.

Er riß sich los. Draußen wehte der Wind ihn kalt und grausig an. Er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. „Lebe wohl, lebe wohl!“ tönte Annas Klageruf aus der Höhle nach. „Leb' wohl!“ rief er und rannte fort, hinein in Schneegestöber und den Sturm.

In Tränen zerschmelzend, kniete Anna nieder: ihr Kopfband war aufgelöst, und die von Schnee und Tränen feuchten Locken umhüllten niederwallend das Kind an ihrem Busen. Ihre ganze Seele war ein einzig glühendes Gebet, und sie wurde fröhlich und voll Zuversicht, als müßte sie erhört werden. Erschöpft sank sie nieder, ihre Sinne schwanden. Und siehe: es war ihr, als säße sie in ihrer Eltern Haus, und ihr Haupt ruhte auf ihres Vaters Schoß, und die Mutter tändelte mit dem Kleinen, und Joseph stand daneben und lächelte: und es deuchte ihnen allen, als wären sie nie getrennt gewesen. —

Sie erwachte aus dem Traum; sie hörte den Schnee vom Felsendach rieseln. Fernher aus dem Tale klang eine Glocke schaurig durch die Nacht. Sie lauschte, der Atem stockte ihr; — die Totenglocke. Sie faßte nach ihrem Kind, es atmete nicht mehr. Sie dachte an Joseph, und es dünkte sie, als wäre der auch schon lange, lange tot. Langsam bog sie sich zurück, zog den Leichnam ihres Kindes an sich und faltete die Hände. Der Schnee rieselte fort, und die Totenglocke klang, und in der Höhle war es ganz still. —

Wenige Tage darauf, da ein plötzlicher Regen den Schnee wegspülte, bargen Gebirgsleute Anna und ihr Kind. Josephs Leichnam ward eine Viertelstunde davon, nahe beim Dorf, gefunden. Der schwarze, silbergestickte Gurt war zerrissen, die blanken Geldstücke lagen ausgestreut über dem erstarrten Körper.

Die Schlucht, in der Anna starb, heißt noch heute die Amerikahöhle.

Mannigfaltiges

Spinnfasern aus Inlandspflanzen. — Um der deutschen Textilindustrie, die durch den Krieg zum Teil von jeglicher Zufuhr abgeschnitten wurde, Rohmaterial zu beschaffen, sind umfangreiche Versuche angestellt worden, Inlandspflanzen zu Spinnfasern zu verarbeiten. Zunächst wandte sich das Interesse der Fasergewinnung aus den Stengeln der verschiedenen Epilobiumarten*) zu. Leider wurde ein befriedigendes Ergebnis nicht erzielt, obwohl von den verschiedensten Stellen alle bekannten Röst- und Aufbereitungsverfahren angewendet worden sind. In allen Fällen mußte festgestellt werden, daß die Epilobiumarten nur eine geringe Fasermenge in den Stengeln enthalten. Die gewonnene Faser erwies sich überdies als wenig widerstandsfähig; dazu kam, daß die Aufbereitung mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Nur bei sorgfältiger Kultur und Züchtung wird es möglich, den Fasergehalt der Stengel zu erhöhen und zu verbessern. So ist es dem Verfasser dieses Aufsatzes gelungen, die Faser der Schoten von Epilobium angustifolium, also die Samenfaser, durch fortgesetzte Kultur und Veredelung zu einer verspinnbaren Wollfaser zu erziehen. Die Königlich Sächsische Pflanzenphysiologische Versuchstation in Dresden stellte nach dieser Methode erfolgreiche Kulturversuche an. Nach dem Gutachten des Königlichen Materialprüfamts in Lichterfelde ergab sich eine gut verspinnbare, reinweiße, geschmeidige Faser von genügender Stapellänge und Festigkeit. Der preußische Staat unternimmt zurzeit durch das Kaiser-Wilhelm-Institut für Landwirtschaft in Bromberg Anbauversuche mit der Pflanze.

---

*) Epilobium angustifolium (Weidenröschen): in etwa einhundertsechzig Arten über die ganze Erde — mit Ausnahme der Tropen — verbreitet, davon zwanzig Arten in Europa. Kräuter oder Halbsträucher mit meist rosenroten Blüten und langwolligem Samen. Vorkommen: an Flußufern, Waldrändern, Wiesen, auf Moor und Ödland und so weiter. Die weidenähnlichen Blätter werden zur Verfälschung des chinesischen Tees verwendet.

Die Faser läßt sich gut färben und ist bereits verschiedentlich versponnen worden.

Eine andere Epilobiumfaser, Epian genannt, kann mit nur zehn Prozent Beimischung von echter Baumwolle zu Garnen und Zwirnen versponnen werden. Die Spinnfasergewinnung aus der Hopfenranke scheidet für die Kriegszeit aus. Einmal wäre es sehr schwer, die erforderlichen Hopfenranken zu beschaffen, da die Landwirte auf dieses Futtermittel nicht gern verzichten würden. Zum anderen hat sich bei den in größerem und kleinerem Umfange vorgenommenen Versuchen herausgestellt, daß auch in diesem Falle die vorhandene Fasermenge nur eine geringe, die Aufbereitung eine sehr schwierige, die Faser selbst nur von geringer Haltbarkeit ist. Nichtsdestoweniger werden die Versuche mit diesem Material von der Webfachschule in Sorau und dem Botanischen Staatsinstitut in Hamburg fortgesetzt.

Weiterhin wurden Versuche mit den Stengeln der Brennnessel angestellt, deren Fasern bereits in früheren Zeiten versponnen worden sind. Insbesondere haben sich mit diesen Versuchen erste Jutespinnereien beschäftigt. Das Aufbereitungsverfahren, das nur auf chemischem Wege möglich ist, und die weitere Ausarbeitung der Nesselfaser im Handbrechverfahren stellen sich aber derart teuer, daß dieser Ersatz für die Jute- und Hanfindustrie zunächst nicht in Frage kommt. Dagegen läßt sich die Nessel durch Kottonisieren so fein aufbereiten, daß sie in gewissem Umfange als Ersatzmittel in der Baumwollindustrie verwendet werden kann. Als ein weiteres Ersatzmittel kommt der Bast von Korbweiden und wild wachsenden Weiden in Betracht. Die Institute, die damit Versuche angestellt haben, sind der Ansicht, daß es gelingen wird, die Weidenfaser noch weiter aufzubereiten, so daß sie möglicherweise auch für feinere Garnnummern als Streckungsmaterial verwertbar wird.

Versuche, aus dem Ginster eine Spinnfaser zu gewinnen, schlugen fehl. Ähnlich verhält es sich mit dem Schilfrohr, das verhältnismäßig viel Faserstoff enthält. Die Versuche sind jedoch zurzeit noch nicht abgeschlossen. Schumann-Leipzig.

Erfüllter Wunsch. — Während seiner Besuche im Versailler Lazarett ließ sich Kaiser Wilhelm I. gern hin und wieder mit einem Verwundeten in ein kurzes Gespräch ein. Einmal blieb er vor dem Bette eines tapferen Kämpfers stehen, der sich in einigen Angriffen ganz besonders hervorgetan hatte, nun aber von heftigen Schmerzen im Rücken geplagt wurde. Der König erkundigte sich teilnehmend nach den Fortschritten seiner Genesung und ließ sich die Anstrengungen schildern, die der Tapfere durchgemacht hatte. Zum Schluß meinte der Krieger lächelnd: „Ja, Majestät, um all die Strapazen aushalten zu können, muß man wirklich ein Kreuz von Eisen haben.“ — „Nun,“ meinte der König mild lächelnd, „das sollst du haben.“ Und am nächsten Tage erhielt der Soldat das Eiserne Kreuz. A. Sch.

Derbe Abkanzlung. — Zu seiner Zeit, vor der französischen Revolution, war der Pfarrer von Pierre Bussière in Limousin wegen seiner Grobheit und mehr als gewöhnlichen Derbheit weithin bekannt. Vornehme und geringe Leute galten ihm gleich im Ansehen. In einer seiner Predigten sagte er: „Die Frau Herzogin klopft an das Himmelstor. Petrus fragt: ‚Wer pocht da?‘ Sagt sie: ‚Ich bin die Frau Herzogin.‘ — ‚Was für Zeug?‘ fragt Petrus: ‚Die Frau Herzogin, die sich das Ballett ansieht, die Frau Herzogin, die lieber in den Ballsaal statt zur Kirche geht? Die Frau Herzogin, die sich mit Schminke bemalt, die ihre Liebhaber einlädt, wenn der Herzog verreist ist. Zum Teufel mit dieser Frau Herzogin! In der Hölle wird sie ihren Platz finden.‘ Und krachend schlägt Petrus die Himmelspforte zu. — ‚Ja wohl, Ihre Haare sollen blond sein? Eine Perücke ist es! Ihre Rosenwangen sind Natur? Rote Farbe und Bleiweiß haben sie gemacht. Betrug, nichts als Betrug. Sie haben eine schöne Gestalt? Betrug, den Ihr Schneider recht gut kennt, Ihr Schuster gleichfalls, der die hohen Absätze gebaut hat, damit man den Plumpfuß nicht merken soll. Schwindel und abermals Schwindel! Sie sind eingebildet auf Ihr schönes Haar? Eine elende Lüge! Welcher Bauerndirne haben Sie es wohl abgekauft? Vielleicht hat es eine Bettelfrau als ihr von Gott verliehenes Eigentum getragen, jetzt aber brauchen Sie es als Täuschung.

Ihr Leben ist eine Beleidigung gegen Gott, eine Schande der Natur, vor Männern ein Hohn, ein Skandal vor den Engeln, eine Freude allein für den Teufel! Großer Gott, können Sie denn nicht zufrieden sein mit dem, was die gütige Natur Ihnen geschenkt hat.'"

In einer Predigt vom kommenden Gericht sagte der wackere Pfarrer zu seinen Bauern: „Wenn der Tag des letzten Gerichts erscheint, wird Gott Rechenschaft fordern von mir: ‚Pfarrer von Bussière', wird er zu mir sagen, ‚wo sind deine Schafe?' Ich werde still bleiben. Dann wird er wieder fragen: ‚Pfarrer von Bussière, wo hast du deine Schafe?' Und abermals werde ich schweigen. Wenn er aber zum drittenmal fragen wird, wo ihr seid, da will ich ihm die Wahrheit sagen und antworten: ‚Herr, allmächtiger Gott, du hast mir Viehzeug gegeben, und Viehzeug bringe ich dir wieder'; so werde ich, euer Pfarrer, der euch kennt, sagen." — m.

Ein russischer Bildungsfreund. Das „Warschauer Tageblatt" (Waschawski Dnewnik), das vor Kriegsausbruch auch in Ostpreußen Abnehmer hatte, erzählt das folgende charakteristische und lehrreiche Vorkommnis.

Zu einem „Hochmögenden" in Wilna, der mit der Presse viel zu tun und wenig Neigung für sie hatte, kam ein Untergebener zum Abschiedsbesuch vor einem längeren Auslandsurlaub.

„Nun, mit Gott — glückliche Reise," sagte der Vorgesetzte mürrisch. — „Werden Exzellenz mir keine Aufträge erteilen?" fragte der Beamte. — „Nein. Was für Aufträge soll ich Ihnen denn geben? — Doch halt, werden Sie nicht bei Gelegenheit Frankfurt am Main besuchen?" — „Jawohl!" — „Dann seien Sie so gut, dort das Denkmal Gutenbergs aufzusuchen und ihm in meinem Namen ins Gesicht zu spucken." R. v. B.

Festlicher Speisenzettel „ala turka" aus dem arabischen Ägypten. — Von einem unserer türkischen Bekannten kam uns für den Abend eine Einladung zu einem „Täßchen Kaffee", zu einer Festfeier, wie sie bei einer Verlobung, Hochzeit oder Beschneidung bei Wohlhabenden üblich ist. Wir stecken unsere

Tabakspfeife in den seidenen Beutel und machen uns auf den Weg zu unserem Gastgeber. In dem großen Raum treffen wir einen Kreis Geladener, die sich auf dem reich mit Teppichen belegten Boden und vor den an die Wand gelehnten Kissen gelagert haben. Wir bequemen uns, nach der Sitte zu grüßen; wir plaudern, trinken einen Schluck Wasser oder leeren eines jener kleinen metallenen Schälchen, in denen man den starken Kaffee ohne Zucker und Milch reicht, und brennen unsere Pfeifen an. Bald kommen Diener, entfernen die große Laterne aus der Mitte des Saales und stellen dafür eine ungeheure kreisrunde, reich verzierte Metallplatte auf, die als Tisch zu dienen hat. Ein Korb mit flachrunden Brotlaibchen, die in der Mitte geteilt sind, wird gebracht. Männliche Diener mit Laternen kommen, die sie während des Mahles hoch über die Häupter der Gäste halten. Der Mundschenk erscheint und ein Diener mit dem Wedel, um die Fliegen zu verscheuchen. Auf einen Wink suchen die Geladenen ihre Plätze rings um den Tisch. Ein Diener macht mit dem Waschgefäß die Runde, man reinigt die Hände; jeder legt sein Handtuch auf die Knie, stülpt den rechten Ärmel zurück, senkt die Linke sittsam herab, denn die linke Hand gilt als „unrein"; das Sittengesetz des Orients verbietet, Speisen mit ihr zu berühren. Die Suppe wird von lautlosen Dienern hereingebracht, mit dem Losungswort „bismillah" — im Namen Gottes — schöpft der Gastgeber den ersten Löffel aus der Schüssel und führt ihn zum Munde; alle folgen seinem Beispiel. Erfahrene Gäste wußten sich durch völliges Fasten schon seit frühem Morgen für die Genüsse des Festschmauses vorzubereiten; doch selbst der stärkste Esser vermag nicht von allem zu nehmen, was uns geboten wird, wozu der liebenswürdige Herr des Hauses immer von neuem zu nötigen sucht. Nach der Suppe, in der sich meist ein fettes Stück Fleisch oder ein Huhn verbarg, wovon der Gastgeber seinen Tischgenossen Stückchen anbietet, wird Hammelfleisch gereicht, meist eine gefüllte Hammelbrust: Döl'a mahschi. Würzig duftet das mächtige Gericht, das mit gehacktem Fleisch, Zwiebeln, Reis, Rosinen, Mandeln und Haselnüssen gefüllt ist. Dann erscheint Bâmie burâni, die

Bamienfrucht, mit Fleisch und viel Schmalz gekocht und gebraten, aber so, daß sie ganz bleibt; darauf folgt Kauirma, ein Braten mit unzerschnittenen Zwiebeln; nach diesem: Wárak mahschi, Trauben- oder Kohlblätter, die mit zerstoßenen Blättern gleicher Art, mit gehacktem Fleisch, Zwiebeln, Reis und Pfeffer gefüllt und in Schmalz gebacken wurden. Dann bietet man uns Kunâfa oder Fadennudeln, aus lockerem Teig von Wasser und Mehl, der durch ein besonders geformtes Sieb gedrückt wird. Die Nudeln wurden zuerst in Schmalz gebacken, mit Zucker überstreut und auf Kohlen geröstet. Ein schleimiges, spinatartiges, mit Fleisch gekochtes Gemüse: Moluchîe folgt dieser leichteren Zwischenspeise, ehe Kufta, kleine Fleischknödel, gebracht werden; gehackter Braten, Reis und Zwiebeln werden zu Ballen geformt und in Schmalz gebacken. Batingân kûta: Liebesäpfel, gleichfalls mit Fleisch gekocht, folgen dieser würzigen Gabe, ehe Sémak makli, in Öl gebackene Fische, an der Reihe sind. Nun erwarten uns kleine Kuchen: Sambûsek; man bereitet dazu einen Teig aus Mehl und Wasser, formt flache Kuchen daraus und legt gehackten Braten mit Reis gemengt darauf; die Kuchen werden zuletzt halbmondförmig über diese Fülle zusammengelegt, an den Rändern eingedrückt und gebacken. Kleine, am Spieß gebratene Fleischstücke, Kabâb genannt, und Jachni, ein Braten mit Zwiebeltunke, gehen einer Speise: Fagûs mahschi voraus; aus der gurkenartigen Frucht, Fagus, wird der weiche Inhalt herausgenommen, mit einem Gemisch aus gehacktem Fleisch, Zwiebeln, Reis und Pfeffer gefüllt und im ganzen gekocht. Ein ähnliches Gericht folgt: Batingân iswud mucharrat, die zerschnittene, schwarze Batinganfrucht wird mit Zwiebeln, geröstetem Fleisch zugesetzt und gleichfalls gekocht. Mit entzückten Ausrufen empfangen die Schmausenden die Zuckerpastete: Sanîe baklâua; man bereitet sie aus einer Anzahl dünner Mehlkuchen oder Fladen, zwischen jede Lage wird Butter gestrichen, auf den obersten Honig, das Ganze wird auf einer Metallplatte im Backofen gebacken. Noch immer ist das Festmahl nicht zu Ende. Es folgt Sälk, Mangold mit Fleisch gekocht, darauf Milchreis, dem Zucker und Rosenwasser zugesetzt wurden. Zwei

Drittel der Genüsse sind damit aber erst vorüber, da bringen die Diener eine Fleischspeise: Mumbâr mahschi, Darmstücke werden mit einer Fülle, wie sie die Fagusfrucht erhielt, ausgestopft und gekocht; ein Spießbraten mit einfacher Tunke: Kabâb bi déma, folgt. Noch immer sind die Überraschungen nicht zu Ende; ein riesenhafter Braten im Stück: Láhma muhámmara, wird zur Verzweiflung der Übersättigten, die bisher nach allem griffen, aufgetischt. Die kühlende, rosenduftende, mit Mandeln besteckte Zuckergallerte: Balûsa, läßt man sich noch munden, ehe man mit dem unvermeidlichen Endgericht: Rus mufälfäl, türkisch Pilâu, gedämpftem, reichlich mit Schmalz versetztem Reis beschließt.

Mit „Gott sei Dank" erhebt sich einer um den anderen vom runden Tisch und läßt sich vom Diener die Hände über der Waschschüssel begießen. Der Hausherr, der zuerst zugriff, ist der letzte, der sich erhebt. Die übrigen Brote werden gesammelt, die Brosamen von der Eßplatte und dem Boden sorglich aufgelesen; denn Brot ist heilige Gottesgabe für den Moslem. Die Eßplatte wird abgetragen; man nimmt auf den Teppichen vor den Wandkissen Platz; man plaudert und entzündet den Tabak im Schibuk. Die Gesellschaft wartet, bis die Dienerschaft gegessen hat, dann gibt es heißen Kaffee. Der Angesehenste der Gäste, nach dem sich längst die Blicke der Übersättigten richteten, gibt das Zeichen zum Aufbruch. Man sucht die Pantoffeln, die an der Türschwelle stehen blieben, und kehrt, schweren Ganges, freundlich vom Gastgeber geleitet, der eine große Laterne vorantragen läßt, in seine Behausung zurück. Erh. H.

* **Bismarck und Li Hung Tschang.** — Während eines Gesprächs im Jahre 1896 äußerte Fürst Bismarck zu dem chinesischen Staatsmann: „Sie haben nur wenig von uns gesehen in Ihrem Weltteil, denn das geeinigte Deutschland ist eine neue Nation, aber es wird die Zeit kommen, wo das Deutsche Reich Europa beherrschen wird. England mit all seiner Prahlerei und Großtuerei hat Hunderte von schwachen Seiten, und es weiß, daß ein Konflikt mit einer Macht, die ihm nur einigermaßen ebenbürtig ist, seinen Untergang bedeutet. Ich hasse die prahlenden Engländer, trotzdem deutsches Blut auf dem Throne herrscht."

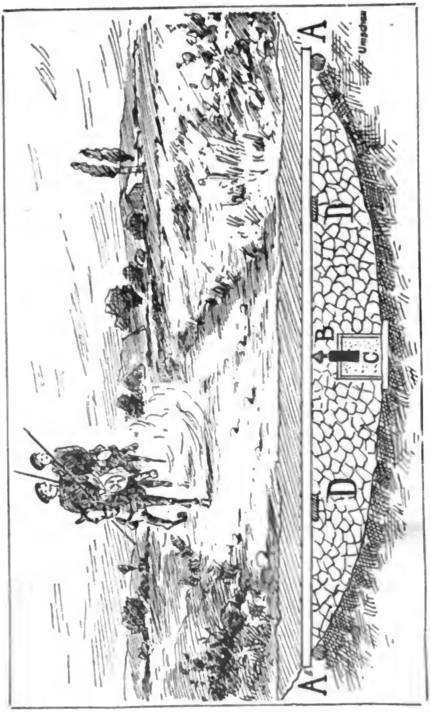
Die Pulversaat. — Ein Yankee bot einem Tschippewäh einen Posten Pulver an unter dem Vorgeben, dies sei ein Pulver ganz besonderer Art, das, in die Erde gesäet, aufgehe und hundertfältigen Ertrag bringe. Da die Indianer den Weißen durchweg Zauberkünste zutrauen, fiel der treuherzige Rote auf den Gaunerkniff herein und kaufte zu einem schwindelhaften Preise eine Menge Pulver, mit der er dann sorgfältig einen Acker besäte.

Als der ganze Sommer vorüberging, ohne daß sich ein Ertrag zeigte, merkte der Tschippewäh, daß er betrogen worden sei. Aber statt nutzlose Klage zu führen, verhielt er sich ganz still und wiegte den Betrüger in Sicherheit. Erst nach Jahr und Tag machte er wieder ein Handelsgeschäft mit ihm, und es gelang ihm auch, einen bedeutenden Posten Waren zu erhalten.

Als aber dann der Yankee kam und Bezahlung verlangte, antwortete der Indianer kaltblütig: „Ich werde zahlen, wenn mein Pulver da draußen wächst." F. Z.

Landminen. — Zu den merkwürdigsten Überraschungen, mit denen uns der Krieg in Erstaunen gesetzt hat, gehört auch die Umwertung der uns bisher geläufigen Begriffe von Festungs- und Feldkrieg. Früher gaben die Belagerungen von Festungen die ruhenden Pole in dem rasch sich abspielenden Feldkriege ab. Die Belagerten und Belagernden einer Festung standen einander wochen- und monatelang in wechselvollem Kampfe gegenüber, bis der langwierige Sappen- und der ihn krönende Minenangriff der Pioniere des Angreifers die Zerstörung der Festungswerke und die Möglichkeit eines erfolgreichen Sturmes herbeiführte. Jetzt haben unsere schweren Geschütze fast im Handumdrehen die gewaltigsten modernen Festungen in Trümmer gelegt. Dagegen lagen alsdann ebensolange die Feldheere in ausgedehnten Linien in kunstvoll ausgebauten und eingedeckten, fast uneinnehmbaren Schützengräben einander gegenüber, alle Mittel des Festungskrieges anwendend, um sich bald da, bald dort ein Stück Schützengraben zu entreißen oder ihn zu sichern. Der Angreifer sucht sich durch den Sappenangriff immer näher an den feindlichen Schützengraben heranzuarbeiten, um ihn endlich

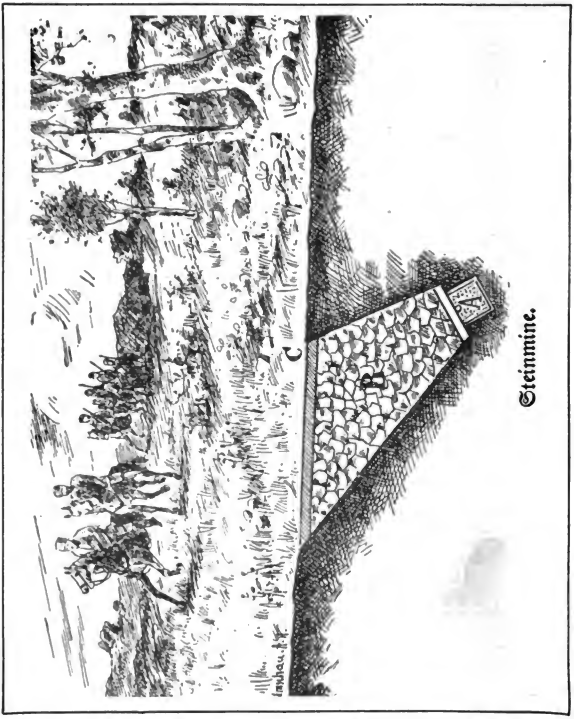
zu unterminieren und zu sprengen, worauf die Stürmenden eindringen und den Gegner mit Bajonett und Kolben, Handgranaten und Bomben vertreiben. Der Verteidiger dagegen sucht seine Stellung durch Hindernismittel zu schützen und die Angreifer zu vernichten. Hierzu gehören die Landminen, die einfachen Flatter- und Steinminen und die kräftiger wirkenden Landtorpedos, über die „Das Neue Universum" (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart) eine beachtenswerte Abhandlung bringt. Die Minen werden im Vorgelände der Stellung angebracht, das die Stürmenden voraussichtlich überschreiten müssen.



Einfache Flattermine.

Die ersteren beiden Minen sind ziemlich einfacher Art mit einem eng begrenzten Wirkungsbereich. Die Flattermine, wie sie unsere erste Abbildung zeigt, besteht in einer nicht sehr tiefen,

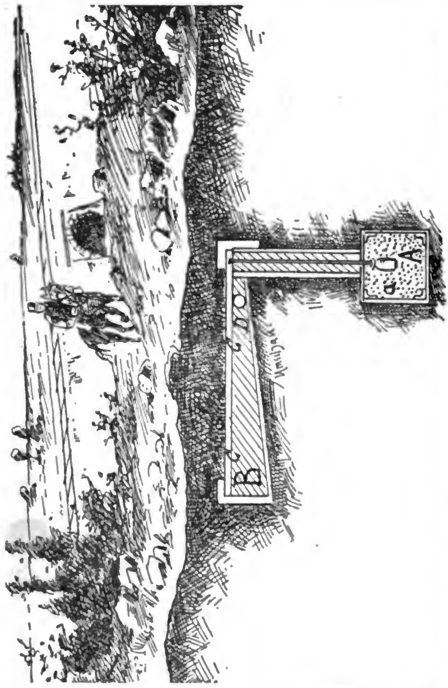
mit Geröll D D gefüllten Ausschachtung. Unter dem darüber liegenden dünnen, biegsamen, leicht mit Erde bedeckten Brett A A ist die Sprengkapsel B mit einem eingesetzten Nagel



Steinmine.

derart angebracht, daß er durch das Niedertreten des Brettes in die Sprengkapsel gedrückt und dadurch die Ladung C entzündet wird. Auf dieselbe Art erfolgt durch Niedertreten eines Trittbrettes C die Entzündung einer Sprengladung A bei der in der obigen Abbildung dargestellten Steinmine. Nur befindet sich hier die durch eine Holzplatte abgedämmte Ladung A

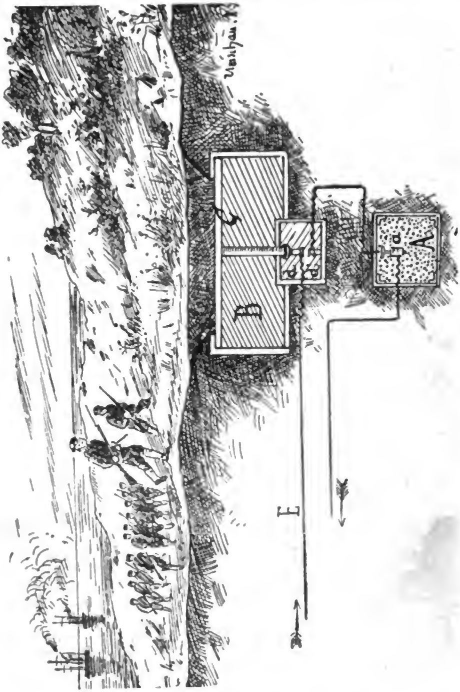
am Boden eines mit Steinen gefüllten, schräg in die Erde gegrabenen Schachtes B, so daß bei der Explosion die Steine in einer Garbe in der Richtung gegen die Stürmenden heraus-



Landtorpedo mit mechanischer Zündung durch ein balancierendes Trittbrett.

geschleudert werden. — Die wirkungsvolleren Landtorpedos enthalten eine größere, in feste Holzumhüllungen gepackte Pulvermenge B, die Sprengladung A wird mittels Schlagröhren a oder Sprengkapseln mit Schlagstiften zur Explosion gebracht, und zwar auf mechanischem oder elektrischem Wege.

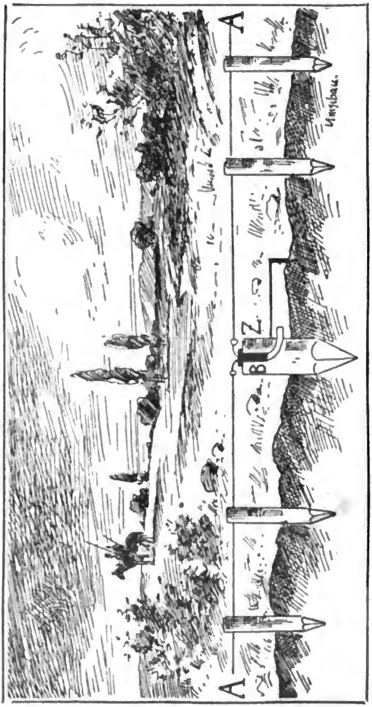
Die Entzündung wird, wie es unsere letzten drei Abbildungen veranschaulichen, bewirkt durch Niedergehen eines balancierenden Trittbrettes C C mit dem Stützpunkt D oder durch Niedertreten



Landtorpedo mit elektrischer Zündung.

treten einer leicht unterstützten Auftrittfläche C, wodurch ein elektrischer Kontakt d d′ geschlossen wird, oder endlich durch Anstoßen an wagrechte, über dem Boden angebrachte Drähte A A, die nach dem die Sprengpatrone B mit Sprengkapsel enthaltenden Zündpfahl Z geführt sind. Wichtig bei diesen Minen

ist natürlich das rechtzeitige Gelingen der Entzündung; alle Zündleitungen E müssen daher durch geschickte Führung, durch Eingraben oder Legen in Hohlgängen, gegen vorzeitige Zerstörung gesichert sein. Aber auch bei den Landtorpedos ist die Wirkung mehr eine moralische, insbesondere ist es leicht ersichtlich, daß eine größere Wirkung, das heißt die Erzielung tatsächlicher Verluste beim Gegner, nur dann möglich ist, wenn der Feind in geschlossenen Gruppen, nicht aber in dünnen Linien anstürmt. Denn eine Mine mit einer Ladung von etwa sechzehn Kilo Pulver wird nur diejenigen Leute außer Gefecht setzen können, die sich gerade über dem von ihr ausgeworfenen, ungefähr dreizehn bis vierzehn Quadratmeter großen Trichter befinden, das heißt bis zu siebenundzwanzig Mann im günstigsten Fall. Es bedarf also ein Angriffsfeld schon einer ziemlich großen Anzahl von Minen neben- und hintereinander, um einen Sturm zu vereiteln, jedenfalls bildet aber eine derartige Minenanlage eine wesentliche Ergänzung und Unterstützung des Feuergefechts.



Landtorpedo mit mechanischer Zündung durch angespannte Drähte.

Eine Fünfzig-Rubel-Zigarre. — Unter Kaiser Nikolaus I. von Rußland bestand eine Verfügung, nach der es bei hoher Strafe verboten war, auf den Hauptstraßen Petersburgs zu rauchen.

Der berühmte französische Maler Horace Vernet, der sich damals auf Einladung des Zaren in Petersburg befand, mußte die Strenge, mit der dieser Befehl durchgeführt wurde, zu seinem Leidwesen am eigenen Leibe erfahren.

An einem schönen Tage ging der Lieblingsmaler des Zaren am Newaufer spazieren, bekam Lust zu rauchen, zog eine Zigarre aus der Tasche und zündete sie sich an. Zwei Minuten später war er bereits von zwei Schutzleuten verhaftet, die schöne Zigarre ertrank elendiglich in den trüben Fluten der Newa, und Horace Vernet bekam einen Strafbefehl über fünfzig Rubel. Zar Nikolaus erfuhr von dem Zwischenfall und sagte bei seinem nächsten Besuch zu Vernet: „Na, fünfzig Rubel ist ja schließlich eine Bagatelle. Sie werden sich, lieber Vernet, mit dem kleinen Unglück schon abfinden."

Der entrüstete Maler aber blickte seinen hohen Gönner kopfschüttelnd an und sagte: „Nun ja, Sire, man sieht eben, daß Sie mehr Geld haben als ich."

Der Zar lachte laut auf, und am nächsten Tage kam ein Polizeioffizier, der Vernet mitteilte, die Strafverfügung gegen ihn sei aufgehoben. D. v. B.

Von fliegenden Menschen und Schiffen. — Wenn heute jemand eine Abhandlung über Funkentelegraphie auf dem Mars schriebe — er wäre der uneingeschränkten Gutgläubigkeit seiner Mitwelt gewiß. Vor zwei- bis dreihundert Jahren bezweifelte man sogar noch die Möglichkeit der unserer heutigen Welt geläufigsten *irdischen* Wunder der Technik. Erfindungen, die jetzt unseren sicheren Kulturbesitz bilden, spukten damals noch als mysteriöse Phantome in den Gehirnen gelehrter und halbgebildeter Sonderlinge. Kam man auf derlei seltsame Dinge zu sprechen, so vergaß man nie, eine volle Schale bitterster Ironie über den unglückseligen Erfinder auszugießen; und hatte man berufshalber selbst eine Meinung auf diesem Gebiet vorzutragen, so geschah es in einer geheimnistuerischen, phantastischen

Art, hinter der das hochgeehrte Publikum notgedrungen allerlei Zauberei und Hexenkunst wittern mußte. Über den Gedanken, lenkbare Luftschiffe oder Flugmaschinen zu erfinden, lachte man bloß; wäre aber gar jemand auf die Idee verfallen, ihre heutige Verwendung im Luftkrieg vorherzusagen, so hätte man an ihm zweifelsohne die Prozedur der Teufelaustreibung vorgenommen.

Ein kurioses Büchlein, das im Jahre 1683 unter dem Titel „Närrische Weisheit und weise Narrheit" zu Frankfurt gedruckt wurde und den altösterreichischen Nationalökonomen Doktor Johann Joachim Becher zum Verfasser hat, spiegelt mit köstlicher Naivität die Anschauungen des 17. Jahrhunderts über flugtechnische Probleme. Anknüpfend an die Erfindungen eines „ingeniösen" Nürnberger Mechanikus namens Hautsch verbreitet sich hier Becher in einem Aufsatz: „Hautschens von Nürnberg Instrument in der Lufft zu fliegen" über die Aussichten und technischen Vorbedingungen des Menschenflugs. Er weiß von einem Augsburger Schuster, der „geflogen" ist. Das gleiche berichtet er von einem Holländer und von einem Franzosen. Am polnischen Hofe habe ein Italiener namens Barottini „ein Schiff oder Machinam von Stroh oder Past gemacht und die Sache doch so weit gebracht, daß er sich selbst dritter damit von der Erden geschwungen, aber es hat allezeit etwas daran gefehlt und ist nie zur Perfektion kommen, wiewohl er anfangs vorgeben, er wolle innerhalb zwölf Stunden Zeit von Warschau nach Konstantinopel fliegen". Diese Historie habe ihm der bekannte englische „Wachs-Possierer" M. Simon erzählt, der die Maschine samt dem Erfinder in Polen selbst gesehen hätte. Auch er — Becher — habe von diesem Gegenstand in seinem Werk „De Horologiis", gedruckt zu London, gehandelt. Übrigens berichte schon der römische Dichter Horaz von einem Manne in Tarent, der eine fliegende Taube aus Holz verfertigt habe. „Und man sagt, daß ein durch Kunst gemachter Adler dem Kayser Carolo V. eine teutsche Meilwegs entgegengeflogen sey."

Das Problem des Menschenflugs erfordert seiner Ansicht nach folgende Erwägungen. Erstens: ob der Mensch während des Fliegens seinen Atem werde gebrauchen können. Zweitens:

„was vor ein Centrum gravitatis (Schwerpunkt) er halten werde, daß er nicht umbſtürtze“. Drittens: ob es Tiere oder Körper von der Schwere des Menschen gibt, die von der Luft getragen werden können. Viertens: ob die Nerven des Menschen so stark sind, daß sie die erforderliche ununterbrochene Bewegung vertragen können. Fünftens endlich: alles, was fliegen soll, muß eine größere „vim elasticam“ haben, als der Krafteffekt seines Gewichts ausmacht. „Zum Exempel zehen Pfund Krafft thun und doch nur ein Pfund wiegen, welche Krafft, gleich wie sie in den stählenen Federn ist, also ist sie auch in den Nerven und Sehnen der Vögel, welches wir sehen an den Stoß-Vogeln, die mit ihren Fliegeln einem Rehe die Rippen einschlagen, einem Hasen das Genick brechen, einer Endte den Kopff abschlagen.“ Diese „vis elastica“ äußere sich weiterhin in der Kraft gewisser Vögel in den Tiroler Bergen, die ein Schaf mit sich in die Luft entführen können. Auf derselben Kraft beruhe auch die Stärke des Löwengebisses und der Bärenpranke. Er ist überzeugt, daß derlei Untersuchungen den richtigen Weg zur Lösung der Frage des Menschenflugs weisen müßten. „Es mag einem so närrisch vorkommen, wie es will, so behaupte ich doch, daß es möglich sey, auf diese Weise durch die vim elasticam.“

Dagegen ist Becher ein unerbittlicher Skeptiker gegenüber den Bestrebungen des Jesuitenpaters Lana, der von fliegenden Schiffen rede und von der Möglichkeit, in der Luft zu schwimmen und zu fahren, und zwar solle dies durch Kugeln bewerkstelligt werden, die leichter wären als die atmosphärische Luft. „Da möchte ich wol vom P. Lana dergleichen Kugel eine sehen,“ höhnt er, „welche nur leer von sich selbsten in die Höhe ginge, wann sie gleich nichts mit sich nähme ... Gehört also dieses Jesuiters Lufft-Schiff vor allen anderen unter die weise Narrheit.“

Heute, im Zeitalter Zeppelins, wissen wir freilich, daß der gute Pater Lana am Ende doch nicht so ganz unrecht gehabt hat. — Dr. M. A.

Die Bora. — Wenn die Leute in der Großstadt über die Kälte und den eisigen Wind jammern, dann muß ich derer gedenken,

die den erbarmungslosen Unbilden des Karstklimas ausgesetzt sind. Und wenn sie im vergangenen Sommer über die Hitze klagten, dann entsann ich mich des sengenden Sonnenbrandes im baum- und strauchlosen Karst, dessen glühendes, selbst bei Nacht kaum abkühlendes Gestein nach zwei bis drei Tagen schon die Schuhsohlen der Soldaten vernichtet, so daß die Frage nicht unberechtigt ist: Haben sie es im Sommer oder im Winter schwerer?

Wer zum erstenmal während des Sommers in die Balkanländer kommt, namentlich in jene Gegenden, wo der kahle Karst sein Haupt bis in die Wolken erhebt: in den Sandschak, in die Herzegowina oder an die Grenzen Montenegros, der glaubt schon nach wenigen Tagen vor Hitze wahnsinnig werden zu müssen.

„Das österreichische Cayenne" haben sie die Herzegowina getauft. 52, 54 und 58 Grad Hitze! Das ist so die gewöhnliche Sommertemperatur, die schon oft im März einsetzt. Man sehnt sich nach der Nacht — sie ist aber nur noch grauenhafter. Das durchglühte Gestein atmet eine Hitze aus, die wie ein schwerer Sack auf den langgestreckten Tälern lastet, ohne daß ein Lufthauch sie vertriebe. Und wenn ein Wind sich erhebt, dann ist es der Schirokko. Er führt kleinkörnigen, heißen, atemberaubenden Sand mit sich, der durch die Uniform, durch die Fugen und Ritzen der Häuser eindringt und ein unerträgliches Jucken erzeugt, das noch durch die P a p p a d o c c i bis zum Rasendwerden erhöht wird. Pappadocci: das sind wasserfarbig geflügelte, blutsaugende Mücken, die man durch das Vergrößerungsglas an den weißgetünchten Wänden zu ungezählten Tausenden wie Flöhe hüpfen sehen kann und gegen die man sich nur dadurch einigermaßen zu wehren vermag, daß man über seine Bettstelle an einem eigenen Eisengerüst ein bis zur Erde reichendes, ganz feines Musselinenetz spannt. Natürlich wirkt die Hitze unter diesen Schutzvorrichtungen nur noch unerträglicher. So wandten wir noch ein zweites, allerdings nicht ganz wirksames Mittel an: wir legten uns nackt zwischen zwei nasse Laken, die der Diensttuende von Zeit zu Zeit mit einer Gießkanne frisch besprengte. Trotzdem sahen wir oft aus wie Pockenkranke; manche von uns

waren von den Stichen so mitgenommen, daß sie hohes Fieber bekamen und ins Spital gebracht werden mußten.

Außerdem — die Hundskrankheit! Die Regimentsärzte wußten das Übel nicht anders zu benennen; ebensowenig kannten sie den Krankheitserreger. Die Anzeichen sind: Müdigkeit, Schlafsucht, dann hohes Fieber. Länger als acht Tage dauert der Zustand, in dem man nicht recht leben und nicht recht sterben kann, selten an. Fast jeder, der zum erstenmal in das Karstgebiet kommt, wird davon betroffen. Die Krankheit an sich wäre kaum erwähnenswert, wenn sie nicht meist eine schwere Hals- oder Mittelohrentzündung im Gefolge hätte.

Dann — die vielen Erdbeben, die auch im Winter nicht ausbleiben. Ich entsinne mich noch aus dem Jahre 1890 des Heiligen Abends: sitze einsam auf meiner Bude am Tisch und schreibe; plötzlich saust die Petroleumlampe herunter, um glücklicherweise gleich zu erlöschen; das ganze Haus knistert wie eine von Riesenhand gepreßte Semmel, hebt und senkt sich. Mein treuer Bursche Rocek kommt mit der Meldung: „Herr Leutnant, meld' gehursamst, jetzt flieg'n mir abi." Bei der Lage des Hauses auf einem etwa zwanzig Meter hohen Felsen war das nicht unbedenklich. Wir sind aber nicht „abig'flog'n", da unser Haus ein Türkenhaus und als solches auf starke, in die Felsspalten gerammte Holzpfeiler erbaut war.

Der Neuling sehnt sich im Sommer nach dem Winter und ist erstaunt, im Tale drunten selbst im November kaum eine winterliche Temperatur feststellen zu können. Das Nachlassen der Wärme bis zu + 4 Grad berührte uns wie eine grauenhafte Kälte. Noch mehr überrascht es freilich, wenn man eines Nachts durch Kanonenschüsse und Erzittern des Erdbodens aus dem Schlafe geweckt wird und erfährt, daß das gar keine Kanonenschüsse, sondern die Vorboten der Bora, des alles verheerenden Nordwindes, wären.

Gegen die Bora kann man sich schützen, überlegt man; doch ehe man noch zu Ende gedacht, fliegt man gegen die Mauer eines Türkenhauses, daß man halb von Besinnung ist. Schade, daß man es nicht so rasch zu dem Gleichmut der Einheimischen

bringt. Ich sah gelegentlich einen Zug von sechs struppigen Pferdchen, die sich, trotz der weit ausladenden Holzbündel rechts und links vom Sattel, mit ihrem Führer gemächlich und ohne besondere Umstände sofort zu Boden legten wie die Kamele einer Karawane vor dem Samum; dabei fliegen Steine, Dächer und Einrichtungsgegenstände durch die Luft, und jeder Windstoß ist von solcher Gewalt, daß sein Anprall gegen die Felsen des Karsts sich immer von neuem wie Kanonendonner anhört. Einen unsäglich komischen Eindruck macht es, wenn ein solcher Zug verschlafen einherzottelnder Pferde hinterrücks von der Bora gepackt wird und der noch verschlafenere, oft steinalte Türke oder Serbe an der Spitze gezwungen ist, mit geekelten, ingrimmigen Zügen zu laufen, zu laufen, zu laufen; er will sich umsehen, kann aber nicht, sonst kommt er zu Fall und die Pferde trotten über ihn hinweg. Und vor sich sieht er verzweifelt seine gelben Opanken daherfliegen. So bleibt ihm denn nichts übrig, als willenlos weiterzulaufen, in der einen Hand den gewaltigen Tschibuk schwingend, wie der Kapellmeister den Taktstock.

Ja, man lernt das Gehen bei der Bora.

Aber auch das Frieren. Denn die Bora stürzt sich von den vereisten Höhen in die Tiefen. Kein noch so dickes Gewand schützt uns gegen diese die Knochen aufzehrende Kälte. Auch in den Wohnungen und Baracken gibt es keinen Schutz gegen die Bora. Die Öfen brennen nicht. Die einzig mögliche Methode, sich zu erwärmen, ist die türkische: man legt sich mitten ins Zimmer eine Kupferplatte auf Holzklötze, macht darauf Feuer an, stellt darüber einen Dreifuß und wärmt darauf eine zweite Kupferplatte, bis sie glühend wird. Das ist hier zugleich die einzige Art von Kochgelegenheit.

Wenn aber die Bora imstande war, Dächer abzutragen, so fiel ihr dies bei — Läusen nicht schwerer. Die Eingeborenen pflegen sich nämlich statt eines Mantels eine Art Pferdedecke um die Schultern zu werfen, die meist von Ungeziefer wimmelt. War einem nun das Glück hold und führte es uns einen edlen Serben mit Umhang in den Weg, der mit der Windrichtung lief, während wir dagegen arbeiteten: so hatten wir die

Tierchen auch schon weg. So kam es, daß wir — der Herr Oberst, mein Kompaniechef und ich — uns zu gemeinsamen Petroleumbädern und petroleumduftendem Tarokk einmal gleichzeitig im Spital trafen, wo wir drei Tage ausharren mußten. Nach Verlauf einer Woche war ich zum zweitenmal darin.

War es schon unten in den Tälern schauerlich, um wie viel grauenvoller regierte die Bora hoch oben in den Bergen! Vom Tal bis zum nächsten Hochplateau, einer mit urwaldähnlichem Buschwerk bewachsenen Hochebene, ist ein Höhenunterschied von 1800 Meter. Hatte man im Sommer unten 40 bis 50 Grad Hitze, so sank das Thermometer oben, hinter dem höchsten Kegel der die Herzegowina beherrschenden Veleegruppe, bis auf 4 bis 5 Grad Wärme. Im Sommer waren uns die acht Wochen Freilager droben bei Nevesinje eine Erholung und Sommerfrische; im Winter war's die Hölle des Eises. Man konnte von Glück sagen, wenn das Aufstellen der Zelte überhaupt gelang oder die Bora des Nachts nicht die Zeltwände einfach wie Papierblätter mit sich hinwegführte. Länger als eine Nacht blieben wir im Winter niemals an einem Ort, um der Gefahr des Einschneiens zu entgehen. Einmal war unser Zelt des Nachts von der Bora derart unter Schnee gesetzt worden, daß nur die höchste Spitze über der Schneedecke hervorlugte. Übrigens fühlten wir uns dabei ganz zufrieden. Denn unter der Schneedecke, unter der nun die Pioniere eine richtige Maulwurfsarbeit begannen, hatten wir wenigstens warm und waren vor dem Sturm geschützt. Mit staunenswerter Geschwindigkeit waren alsbald Schneestraßen durch das Schneemassiv angelegt, auf denen wir dann weiter vorrückten.

Je näher wir den Grenzen Montenegros kamen, desto unwirtlicher wurde das Gebirge. Dorfschaften hatten so gut wie ganz aufgehört. Unsere Märsche waren Gewaltmärsche, da wir die Zeit, wo wir nicht von der schlimmsten Bora überfallen wurden, ausnützen mußten. Eines Nachts, auf der Höhe von Zalom, da wir eine ganz schmale, fast senkrecht abfallende und auf der anderen Seite wieder senkrecht emporsteigende Schlucht — die Mislaca dol — durchqueren mußten, packte sie uns, sich mit tausend-

stimmigem Schrei in die schmalen Gebirgsschluchten stürzend. Ein kaum mannsbreiter Saumpfad in Serpentinen führte nach unten; vorsichtig setzten wir Fuß vor Fuß auf die glatteisigen Felsen und Steine; gespenstisch hüpften die Windlichter diesseits und jenseits der 800 Meter tiefen Schlucht. Da schlug die Bora hinter uns ein. Zwei, drei unkenntliche schwarze Knäuel sausten über unsere Köpfe hinweg in die Tiefe — Maultiere mit Lafetten, vom Sturm in die Tiefe gerissen; da und dort der Schrei eines Menschen, der dem Ansturm nicht widerstehen konnte und wußte, daß er nach dem Absturz unten zerschmettert liegen bleiben würde. Langsam erstarrten die Glieder zu Eis; man ließ sich fallen, wo man stand, teilnahmslos, ohne zu denken, mit dem Wunsche zu schlafen; schlief man aber ein, dann war man verloren — dann kam der weiße Tod. War man auch in der Sohle einer Schlucht am geschütztesten, so bestand doch die Gefahr, daß man dort von losgerissenen Felsen und mannsdicken Tannen, die die Bora entwurzelte, erschlagen wurde.

Bei Trebinje war einmal eine ganze Proviantkolonne in einen Abgrund geweht worden, und die Truppen blieben vier Tage ohne die geringste Verpflegung. Denn — weit und breit ist kein Dorf, geschweige denn eine Stadt; und sobald die Bora nachläßt, setzt der Regen ein, der wie Wasserfälle von den Berglehnen zur Tiefe plätschert, so daß der Weg in wenigen Stunden grundloser Morast geworden ist, in dem keine Truppe vorwärts kann. Sogar bei unseren Streifungen hatten wir viel schmerzliche Verluste an Menschen und Material.

Heute machen es die Serben durch, die, geschlagen und zersprengt, in den Karstöden Albaniens umherirren. Wie vielen von ihnen ist das schauerliche Brausen der Bora zur Todesmusik geworden! Wie viele von ihnen liegen zerschmettert in unzugänglichen Abgründen — den albanischen Geiern zum Fraß! H. A. R.

Drei wertvolle Gemüsearten im Hausgarten. — Der Aushungerungsplan Englands hat die Gemüsegärtnerei in eine lebhafte Bewegung versetzt. Auch in Laiengärten ist die Blumenzucht mit Recht dem Gemüsebau untergeordnet worden, und alle

Ecken und Winkel im Hausgarten werden mit Gemüse, das auf dem Markte nur um verhältnismäßig hohe Preise erhältlich ist, bepflanzt. Dabei kommt es aber darauf an, Gemüsesorten zu wählen, die auf längere Zeit und reichliche Erträge liefern und auch in jeder Bodenart bei Anwendung des nötigen Düngers fortkommen. Auf Grund längerer Erfahrungen als Laiengärtner möchte ich den Lesern zum Anbau drei Gemüsesorten empfehlen: den Mangold, die Schwarzwurzel und den Rosenkohl. Der Mangold, auch Beißkohl oder römischer Kohl genannt, war bereits als schätzenswertes Gemüse unseren Vorfahren bekannt. Er ist eine Spinatpflanze, jedoch besteht sein Vorzug vor dem Spinat darin, daß die Blätter längere Zeit geerntet werden können, während Spinat beim Eintritt wärmeren Wetters in die Stengel aufschießt und infolgedessen unbrauchbar wird. Schon im Februar, wenn die Erde abgetrocknet und frostfrei ist, werden die für die Saat bestimmten Beete gut gedüngt, gelockert und sauber geharkt. Dann wird der Same des Mangold in Reihen von 25 Zentimeter Entfernung ziemlich dick ausgesät. Es dauert nicht allzulange, daß die kleinen Keimblättchen, ähnlich wie die Blättchen der Runkelrüben, sich aus der Erdoberfläche heben und gar neugierig in die Welt schauen. Den Nachstellungen von Insekten begegnet man durch Ausstreuen von Asche; auch die nötige Feuchtigkeit vertreibt bald die lästigen Nager. So stehen die Reihen anfangs April in üppigem Wachstum und liefern für die Küche ein dem Spinat ähnliches, wohlschmeckendes Gemüse. Aus dem Stamme wachsen neue Blätter nach, so daß man während der gemüsearmen Frühjahrsperiode bis Ende Juni ununterbrochen ernten kann. Später geben die Blätter noch ein von den jungen Hühnern mit großem Appetit verspeistes Futter ab. Anfangs Mai legt man an anderer Stelle zum zweiten Male Mangoldkerne aus, deren Ernte aber nicht den Blättern, sondern den Stengeln gilt. Man sät die Körner in sogenannter Stufensaat bei einem Abstand von etwa 40 Zentimeter. Die kräftigsten Pflanzen werden stehen gelassen, die minderwertigen entfernt. Die Blattstiele wandern in die Küche; dort werden sie von den Blättern befreit, in kleinere Stücke geschnitten

und wie Spargel zubereitet. Eine der besten und ertragreichsten Sorten ist „Lyoner Silbermangold".

Skorzoneren oder Schwarzwurzeln werden wegen ihres delikaten Geschmackes und ihrer Verwendbarkeit im Spätherbst und Winter mit Recht „Spargel des Winters" genannt. Sie lieben gut gedüngten, sonnig gelegenen und lockeren Boden. Ist der Boden hart, dann bilden sich viele kleine Seitenwurzeln, während die Entwicklung der Hauptwurzel gehemmt wird. Je lockerer der Boden ist, um so sicherer ist die Aussicht auf einen guten Ertrag. Die Aussaat geschieht im zeitigen Frühjahr in Reihen, welche etwa 20 Zentimeter voneinander anzulegen sind. In wenigen Tagen werden die ersten Keimspitzen aus der Erde sprießen, denn im allgemeinen stellen die lüsternen Vögel den Körnern nicht nach. Weiter braucht man sich um das Wachstum der Pflanzen nicht zu kümmern, es sei denn, daß man an zu dicht stehenden Stellen auslichtet, die Reihen von Unkraut reinigt und bei Trockenheit gießt. Im November beginnt die Wurzelernte. Wir setzen, um das Abbrechen der Wurzeln zu verhüten, den Spaten tief unter die Wurzeln und heben letztere aus. Will die Hausfrau sie zubereiten, so schabt sie die schwarze Rinde mit einem Messer ab und wirft die Wurzeln in Wasser, in welchem Mehl verrührt worden ist. Das letztere ist notwendig, weil die weiße Farbe sich im anderen Falle wieder verliert. Die in kleine Stücke geschnittenen Wurzeln lassen sich als Gemüse und als Salat — nach Art des Spargels zubereitet — verwerten. Man kann die Schwarzwurzeln auch über Winter stehen lassen und im nächsten Frühjahr ernten. Die beste Überwinterung ist das Stehenlassen ohne Bedeckung an Ort und Stelle. Die Wurzeln sind vollständig winterhart. Aber man sehe öfters nach, ob nicht etwa Schermäuse ihnen einen Besuch abgestattet haben. Den sichersten Beweis für die Anwesenheit dieser gierigen Nager bilden die abgebissenen und am Boden liegenden Stengel. Eine ausgezeichnete Sorte ist die von der Gärtnerei F. C. Heinemann in Erfurt gezüchtete „Heinemanns einjährige Riesenschwarzwurzel", deren Fleisch besonders zart ist.

Der Anbau des Rosen- oder Sprossenkohls hat in den letzten

Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen. Der Grund liegt einmal darin, daß dessen Anzucht weit geringere Ansprüche erfordert als diejenige des Weiß- und Rotkohls, ferner darin, daß bei Platzmangel der Rosenkohl einen sehr geringen Raum für sein Wachstum in Anspruch nimmt, endlich aber, was zum Beispiel auch zu seinem ausgedehnteren Anbau veranlaßt hat, in dem Umstande, daß die Raupen, welche an manchem Ort alljährlich zerstörend auftreten, dem Rosenkohl verhältnismäßig am wenigsten zu schaden vermögen.

Von Mitte April an, wenn der Erdboden ordentlich durchwärmt ist, sät man möglichst dünn in Breitsaat den Samen auf das sogenannte Pflanzbeet. Man belegt zum Schutz gegen gewisse Vögel, welche die zarten Pflänzchen gern aus dem Erdboden ziehen, die Fläche mit dichtem Reisig. Von der zweiten Hälfte des Mai ab sind die Pflanzen meist verpflanzbar. Man wählt eine Pflanzweite von 35 bis 40 Zentimeter. Im August machen sich, wenn man bei Trockenheit reichlich gießt, in den Blattwinkeln die ersten kleinen Röschen bemerkbar. Ein Fehler ist es, in diesem Stadium die Köpfe der Stauden auszubrechen, wie das häufig geschieht. Bei warmem Wetter wird dem Wuchse der Rosen eine solche Treibkraft zugeführt, daß ihre Blättchen auseinandergehen und hart werden. Man greife erst dann zu jenem Gewaltmittel, wenn in vorgerückter Jahreszeit, das heißt gegen Ende September, der Röschenansatz schwach erscheint. Auch das Ausbrechen der Blätter, um den sich ausbildenden Röschen mehr Licht zuzuführen, ist nicht ratsam. Im allgemeinen wollen die Rosenkohlstauden gern freistehen. Sie lassen sich daher mit Erfolg als Einfassungspflanzen von Beeten (zum Beispiel Mohrrüben-, Zwiebel-, Kartoffelbeeten) heranziehen. In gelinden Wintern können die Stauden an Ort und Stelle stehen bleiben. Man pflückt vor Eintritt härteren Frostes die größeren Rosen ab und läßt die kleineren, die sich weiter entwickeln, stehen. Für den Anbau in Hausgärten empfiehlt sich in erster Linie die Sorte „Heinemanns Fest und Viel". R. Reichhardt.

Rasche Erledigung. — Der Humorist und Satiriker Saphir hatte einst einen Grafen beleidigt und war zum Duell gefordert

worden. Das Duell sollte dicht bei Wien stattfinden. Beide Duellanten fanden sich pünktlich ein. Man begrüßte sich etwas förmlich, und der Graf sagte: „Sie gestatten wohl, Herr Saphir, daß ich mich wegen meines schmerzenden Fußes hier gegen diesen Meilenstein stelle.“ — „Oh, da habe ich durchaus nichts dagegen,“ lautete die Erwiderung, „nur müssen Sie mir auch eine Bitte gestatten.“ — „Aber gern, und sie lautet?“ — „Daß ich mich an den nächsten Meilenstein stelle,“ war die ruhige Antwort des Humoristen. Der Graf mußte herzlich lachen, und man reichte sich versöhnt die Hand. A. Sch.

Ewige Jugend. — Die seinerzeit so sehr beliebte Wiener Bühnenkünstlerin Josephine Gallmeyer hatte die bei den Vertreterinnen ihres Geschlechts nicht gerade selten vorkommende Schwäche, ihr Alter stets in ein mystisches Dunkel zu hüllen. Diese Eigentümlichkeit gab zu mancher lustigen Komödie außerhalb des Musentempels Veranlassung.

Ein später auch berühmt gewordener Flötist wollte sich einst bei der Künstlerin angenehm machen, indem er ankündigte, er wolle an einem ihrer Gesellschaftsabende einen von ihm verfaßten Aufsatz vortragen, in dem er seiner Zuhörerschaft sein erstes Zusammentreffen mit der „feschen Pepi“ schilderte. Die Gallmeyer war einverstanden, und nachdem die Tafel aufgehoben war, begann der Verfasser zu lesen. Alles lauschte gespannt, besonders die anmutige Hausfrau selbst.

Plötzlich klang ein Wort des Vorlesers an ihr Ohr, das sie einfach umwarf. Er las: „Es war im Jahre 1853, als ich das Talent eines jungen Mädchens entdeckte, daran niemand glauben wollte und das jetzt ein Stern erster Größe am Theaterhimmel ist.“

Weiter kam er nicht, denn die Gallmeyer sank von ihrem Stuhl und regte sich nicht mehr. Die Gesellschaft wußte nichts Besseres zu tun, als sich zu zerstreuen. Nur der bekümmerte Flötist blieb bei der Ohnmächtigen zurück.

Kaum hatte sich aber die Tür hinter dem letzten Gast geschlossen, als die vermeintlich Kranke plötzlich aufsprang und mit selten kräftiger und gesunder Stimme rief: „Sie Tapperl, passen S' auf! I lad' die Gesellschaft noch amal ein, und

dann aber lesen S' vor: ‚Es war im Jahre 1873, als ich das Talent eines blutjungen Mädchens kennen lernte —'"

„Ach so," rief da der Flötist, aus vollem Halse lachend, „da steckt das Leiden!" A. Sch.

Ein Hungerkünstler. — Im Siebenjährigen Kriege beabsichtigten die Franzosen die Stadt Göttingen unter Führung des Prinzen Xaver von Sachsen zu belagern. Dieser sandte einen Boten an den Rektor der Universität, den wegen seines Humors und seiner Schlagfertigkeit allgemein berühmten Professor Kästner, den er von Leipzig her kannte, und ließ ihm die Botschaft überbringen, er möge die Übergabe der Stadt bewirken, da diese sonst ausgehungert werde.

Kästner ließ antworten, daß er in dieser Angelegenheit nichts zu tun habe, es sei Sache der Besatzung. Was aber das Aushungern anbelange, so könne ihn auch diese Drohung nicht weiter schrecken. Er sei fünf Jahre außerordentlicher Professor in Leipzig gewesen und habe dort das Hungern gründlich gelernt. A. Sch.

Wie seine Uhr. — Der geniale Orchesterleiter und Klaviervirtuose Hans v. Bülow war äußerst reizbar; seine unberechenbare Laune hat oft zu schweren Mißhelligkeiten geführt.

Eines Abends war er bei der Gräfin Schleinitz eingeladen. Es war erlesene Gesellschaft da; sogar ein königlicher Prinz. Man behandelte den berühmten Musiker mit aller Auszeichnung, hoffte man doch, nach dem Mahle durch einen künstlerischen Vortrag von ihm erfreut zu werden. Während des Mahles hatte Bülow den Ehrenplatz an der Seite der Gastgeberin, die als geistreiche Frau auch gern ihr Licht leuchten lassen wollte und es wagte, mit dem großen Manne in neckendem Tone zu sprechen. Das erstemal traf sie ein Blitz aus Bülows Augen, der sie hätte warnen müssen; als sie aber ganz unbefangen im gleichen Tone fortfuhr, stand Bülow plötzlich auf und sagte laut, so daß die ganze Tafelrunde es hören konnte: „Meine Gnädige, ich bin wie meine Uhr. Wenn man mich aufzieht, gehe ich!" Sprach's und verließ spornstreichs das Haus, die Gäste in starrer Verblüffung zurücklassend. F. Z.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Karl Theodor Senger in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

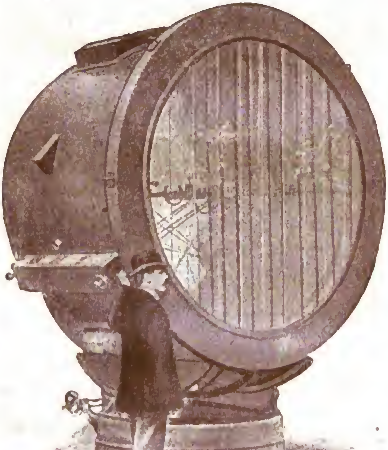
Licht und Kraft.

Lehr- und Handbuch der Elektrizität zum Selbstunterricht, für Fachstudien u. zur Aufklärung für jedermann.

Von Th. Schwartze.

10.—13., neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 546 Abbildungen. Gebunden 8 Mark.



Großer Schuckertscher Scheinwerfer.

Der Verfasser setzt die Ergebnisse der Forschung und des Erfindergeistes auf dem Gebiete der Elektrizität und besonders der Elektrotechnik kurz und bündig, aber doch in so prägnanter Klarheit auseinander, daß auch der Laie einen leichtverständlichen Überblick über diesen Wissenszweig gewinnen kann. Ganz besonders die Jugend wird aus der Lektüre dieses Buches wertvolle Anregungen empfangen, um dem geheimnisvollen Walten der Naturkräfte mit wachsendem Interesse zu folgen. Die Sprache ist dem jugendlichen Geiste durchaus angemessen, die zahlreichen Abbildungen sind recht deutlich und übersichtlich angeordnet und mathematisches Formelwerk ist so gut wie gar nicht gebraucht.

(Frankf. Zeitung.)

... In dem vorliegenden Buche ist es dem Verfasser gelungen, ein populäres Werk zu schaffen, welches für den gebildeten Nichtfachmann das Verständnis der interessanten Vorgänge und Einrichtungen erleichtert. Das schön ausgestattete, mit vielen Abbildungen versehene Werk dürfte vielen eine Quelle der Anregung zu weiteren Forschungen darbieten.

(Deutsche Technikerzeitung.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.